

Lebensentwürfe junger Erwachsener aus Mürzzuschlag
unter besonderer Berücksichtigung der Abwanderungssituation

Masterarbeit

zur Erlangung des akademischen Grades
einer Magistra der Philosophie

an der Karl-Franzens Universität Graz

vorgelegt von

ANGELA JIROSCH

am Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaft
Begutachter Univ. Prof. Mag. Dr. Arno Heimgartner

Graz, 2010

EHRENWÖRTLICHE ERKLÄRUNG

Ich erkläre ehrenwörtlich, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ohne fremde Hilfe verfasst, andere als die angegebenen Quellen nicht benutzt und die den Quellen wörtlich oder inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe. Die Arbeit wurde bisher keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt und auch noch nicht veröffentlicht.

Datum

Unterschrift

DANKSAGUNG

Ich bedanke mich bei all jenen, die zum Entstehen meiner Masterarbeit beigetragen haben.

An erster Stelle möchte ich Herrn Univ. Prof. Mag. Dr. Arno Heimgartner für die wertvollen Ideen, Anregungen sowie die Betreuung meiner Arbeit danken.

Mein Dank gilt den jungen Frauen und Männern, die engagiert an der empirischen Erhebung teilgenommen und somit einen bedeutenden Beitrag für meine Arbeit geleistet haben.

Weiters danke ich Astrid Pauer und Achim Lernbass aus der Einrichtung „Streetwork oberes Mürztal“ für ihre Hilfsbereitschaft bei der Erhebung.

Es ist mir ein Anliegen, einen Dank an Dominik Wiltschnig für die Korrektur meiner Arbeit auszusprechen. Ich bedanke mich außerdem für seine Geduld und moralische Unterstützung.

Ein Dankeschön gilt meinen FreundInnen, die mir in verschiedenen Belangen eine Stütze waren.

Ganz besonderer Dank gebührt meiner Familie für ihre vielseitige Unterstützung. Während meines ganzen Studiums wurde ich von meinen Eltern und meiner Schwester begleitet und immer wieder motiviert.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	4
0 Einleitung	6
I THEORETISCHER TEIL.....	7
1 Begriffsdefinitionen.....	7
1.1 Biografische Übergänge	7
1.2 Junge Erwachsene.....	8
1.3 Mobilität	11
2 Lebensentwürfe junger Erwachsener.....	13
2.1 Lebensentwürfe und Yo-yo-Übergänge	13
2.2 Selbstkonzepte: Jugendlich oder erwachsen?.....	15
2.3 Handlungs- und Bewältigungsstrategien	16
2.3.1 Gegenwartsorientierung	16
2.3.2 Umgang mit Optionen	17
2.3.3 Bewältigung von Teilübergängen	19
2.4 Übergangsbereiche im Kontext des sozialen Wandels.....	20
2.4.1 Arbeit und Ausbildung: Die Gültigkeit der Normalbiografie.....	21
2.4.2 Familie und Wohnsituation: Zwischen Abhängigkeit und Selbstständigkeit	28
2.4.3 Soziale Netzwerke: Netzwerkorientierung	32
2.5 Neue Unterstützung im Übergang	36
2.5.1 Übergangsregimes	37
2.5.2 Die Sicht der jungen Erwachsenen	39
2.5.3 Wie sollte die Unterstützung aussehen?	39
2.6 Regionen und Lebensentwürfe	41
3 Mobilität junger Erwachsener	42
3.1 Bleiben oder abwandern?	44
3.1.1 Objektive Merkmale des Raumes – „harte Faktoren“	44
3.1.2 Ortsbindung - „weiche Faktoren“	45
3.1.3 Mobilität – individuelle Wahl oder determinierter Zwang?	46
3.2 Mobilität und Lebensphase „junge Erwachsene“	47
3.2.1 Umzugsmobilität und Wohnsituation	47
3.2.2 Umzug oder Pendeln?	49
3.3 Attraktivität der Großstadt.....	50
3.4 Konsequenzen der Wanderungen junger Erwachsener	51
3.5 Politische Maßnahmen gegen Abwanderungen	52
3.5.1 Ausbildung und Beruf.....	53
3.5.2 Raumbezogenes Marketing.....	53
3.5.3 Familienbezogenheit junger Erwachsener	54
4 Müzzzuschlag als Abwanderungsregion?	55

II EMPIRISCHER TEIL	58
1 Forschungsfragen	58
2 Methode	58
3 TeilnehmerInnen	59
4 Durchführung	60
5 Ergebnisse	61
5.1 Jugendlich oder erwachsen?	61
5.1.1 Die Definition des Erwachsenenstatus	61
5.1.2 Selbstkonzepte	62
5.2 Schulische/Berufliche Situation	66
5.2.1 Bisherige Erfahrungen im Übergang	66
5.2.2 Motivationen für Entscheidungen.....	70
5.2.3 Unterstützung bei Entscheidungen	72
5.2.4 Gegenwartsorientierung oder Zukunftsplanung?.....	74
5.2.5 Berufliche Zukunftsperspektiven.....	75
5.3 Familiäre Situation	77
5.3.1 Einfluss der sozialen Herkunft auf die beruflichen Lebensentwürfe.....	77
5.3.2 Familiäre Unterstützung im Übergang.....	78
5.3.3 Einfluss der Herkunftsfamilie auf Entscheidungen	80
5.3.4 Familiäre Konflikte in Bezug auf Lebensentscheidungen.....	82
5.4 Soziales Netzwerk und Vernetzung.....	84
5.4.1 Wandel des sozialen Netzwerkes und der Freizeit im Übergang	84
5.4.2 Einfluss des Freundeskreises auf Entscheidungen.....	86
5.4.3 Unterstützung durch den Freundeskreis.....	88
5.5 Mobilität	90
5.5.1 Gründe für Mobilität	90
5.5.2 Mobilitätsbereitschaft	91
5.5.3 Großstadtattraktivität oder Ortsgebundenheit?	92
5.6 Wohnform.....	94
5.7 Typologie der Lebensentwürfe	96
5.7.1 Der normalbiografische Lebensentwurf	96
5.7.2 Der nicht-lineare Lebensentwurf	97
5.7.3 Der resignierende Lebensentwurf	97
6 Diskussion	98
Literaturverzeichnis.....	101
Anhang	108
Anhang A: Interviewleitfaden	108
Anhang B: Codesystem	111

0 Einleitung

Die Lebensphase der jungen Erwachsenen etabliert sich derzeit im wissenschaftlichen Diskurs als eigenständiger Lebensabschnitt und wird weniger im Zusammenhang mit der Jugendphase diskutiert. Wandel in vielen Bereichen kennzeichnet die Lebenslagen der jungen Menschen in dieser Zeit und bietet ihnen Chancen, aber beinhaltet auch Risiken. Lebensentwürfe junger Erwachsener sollten im gesellschaftlichen Kontext betrachtet werden, denn dieser beeinflusst Freiräume und Begrenzungen. Die Strukturen ländlicher Regionen sind möglicherweise für junge Bevölkerungsgruppen einschränkend, da sich diese Gegenden mit einer verstärkten Abwanderung junger Frauen und Männer konfrontiert sehen.

Die vorliegende Arbeit soll einen Einblick in die Lebensentwürfe der jungen Erwachsenen und die Anforderungen in dieser Lebensphase geben. Ein spezieller Fokus liegt auch auf der Mobilität junger Menschen. Im Anschluss an einen einleitenden Definitionsversuch folgen die theoretischen Erläuterungen zum Hauptthema der Lebensentwürfe. Dieser Abschnitt beinhaltet die Anforderungen an die jungen Erwachsenen bei der Konstruktion und Realisierung der Lebensentwürfe, ihre Bewältigungsstrategien und die Unterstützung durch institutionelle und informelle Instanzen. Danach wird das Augenmerk auf die Mobilität gerichtet. In diesem Rahmen werden zuerst die Hintergründe der Entscheidungen über Bleiben oder Abwandern unter Beachtung des Aspektes der Lebensphase diskutiert, bevor die Konsequenzen verstärkter Abwanderungen aufgezeigt werden. Es wird ein Vorschlag dargelegt, wie die Regionen ihr vorhandenes Potenzial nutzen und erweitern können, um der Abwanderung entgegenzuwirken. Den Abschluss der theoretischen Auseinandersetzung bildet das Profil des Bezirks Müzzzuschlag.

Der theoretische Teil dient als Basis für die empirische Arbeit. Das Forschungsinteresse bezieht sich auf die Lebensentwürfe der im Bezirk Müzzzuschlag wohnenden beziehungsweise von dort abgewanderten jungen Erwachsenen, auf die Veränderungen am Beginn eines neuen Lebensabschnittes und auf die Vernetzungen mit der Heimatregion. Die leitfadengestützten Interviews erlaubten es, dass die jungen Frauen und Männer Aspekte einbringen konnten, die für sie selbst in ihrer Lebensphase Relevanz haben. In der Diskussion werden abschließend die wichtigsten Themenbereiche der Empirie und Theorie gegenübergestellt.

I THEORETISCHER TEIL

1 Begriffsdefinitionen

1.1 Biografische Übergänge

„In jeder Gesellschaft besteht das Leben eines Individuums darin, nacheinander von einer Altersstufe zur nächsten und von einer Tätigkeit zur anderen überzuwechseln. Wo immer zwischen Alters- und Tätigkeitsgruppen unterschieden wird, ist der Übergang von einer Gruppe zur anderen von speziellen Handlungen begleitet (...) Es ist das Leben selbst, das die Übergänge von einer Gruppe zur anderen und von einer sozialen Situation zur anderen notwendig macht (...) Das Leben eines Menschen besteht somit in einer Folge von Etappen“ (van Gennep 1986, S. 15).

Auch heute noch behält die Sichtweise Arnold van Genneps, eines Klassikers der Übergangsforschung, ihre Gültigkeit. Gesellschaftliche Institutionen und Individuen werden mit der Aufgabe konfrontiert, das Leben der einzelnen Menschen und die Struktur der Gesellschaft in Einklang zu bringen (vgl. Walther/Stauber 2007, S. 19). Somit wird Unsicherheit für Individuen und Gesellschaft reduziert, da die für die Gesellschaft wichtigen Aufgaben erledigt werden und die Individuen sich dadurch vor existentiellen Risiken schützen (vgl. Eisenstadt 1956 zit. n. Walther/Stauber 2007, S. 20). „Biographische Übergänge“ sind „Passagen, die Menschen zwischen verschiedenen Lebensphasen durchlaufen“ (Stauber et al. 2007, S. 7).

Der Begriff „Übergang“ wurde zirka ab 1990 angewandt und verbreitet (vgl. Walther/Stauber 2007, S. 24). Biografische Übergänge werden thematisiert, da sie nicht mehr selbstverständlich sondern problematisch sind. Der Stellenwert der Übergänge in der Biografie steigt, da sie öfter auftreten und auch länger andauern. Diese Phasen sind mittlerweile nicht nur länger, sondern auch komplizierter. Der Beginn und das Ende dieser Übergänge lassen sich nicht mehr klar definieren, ebenso wenig die generellen Bewältigungsstrategien beziehungsweise die Bedeutung erfolgreich beendeter Übergänge (vgl. Stauber et al. 2007, S. 7f.).

Obwohl Übergänge in mehreren Abschnitten des Lebens vorkommen (vgl. ebd., S. 7),

wird in der vorliegenden Arbeit nur auf den Übergang zwischen Jugend und Erwachsenenalter Bezug genommen. In dieser Phase sind die Übergänge weder klar noch kann ihre Richtung eindeutig bestimmt werden.

Die Übergänge sind in den Biografien der jungen Frauen und Männer vielfach kontinuierlich vorhanden. Somit wird die Frage nach der Angemessenheit des Terminus „Übergang“ aufgeworfen. Wohin wird übergegangen? Ist es nicht mittlerweile vor allem die permanente Herausforderung, unterschiedliche Bereiche des Lebens und persönliche Kompetenzen in Einklang zu bringen? Die ununterbrochene, permanente Dauer und die Umkehrbarkeit machen den Übergang selbst zum hinterfragbaren Phänomen (vgl. Walther et al. 1997, S. 246).

1.2 Junge Erwachsene

Es wird darauf verzichtet, die AkteurInnen dieser Übergänge unter der Bezeichnung „Jugend“ zusammenzufassen, da diese Terminologie als nicht ausreichend angesehen wird. Der Begriff „Junge Erwachsene“ ist geeigneter, weil es nicht möglich ist, Selbstkonzepte und Anforderungen dieser Lebensphase eindeutig als „noch jugendlich“ oder „bereits erwachsen“ zu bezeichnen (vgl. Stauber et al. 2007, S. 8). Es scheint relativ schwierig, eine klare strukturelle Eingliederung der jungen Erwachsenen zu treffen (vgl. Walther et al. 1997, S. 251f.).

An dieser Stelle sollen einige Interpretationsansätze dieser Altersphase vorgestellt werden.

Eine *erste* potenzielle Definition besagt,

„daß es sich um eine neue Form und einen neuen (Lebens)-Stil von »Jugend« handelt, als Antwort auf neue Herausforderungen und Bedingungen an die Lebensphase Jugendliche bzw. an das Erwachsenwerden im Kontext modern-individualisierter Vergesellschaftung“ (Walther et al. 1997, S. 251).

In dieser Interpretationslinie wird die Diskussion über das verlängerte Jugendstadium aufgefasst und unter anderem Namen fortgesetzt. Es wird noch immer von einem linearen Lebenslauf ausgegangen, in dem nach gelungener schrittweiser Bewältigung der einzelnen Entwicklungsaufgaben die soziale Integration erfolgt. Die steigende

Komplexität zeigt sich in diesem Ansatz in einer längeren Dauer der Lebensperioden (vgl. ebd., S. 251).

Eine ähnliche Deutung liefert eine *zweite* Meinung,

„derzufolge die Kategorie »junge Erwachsene« der Ausdifferenzierung einer neuen Lebensphase – wie in einem Sandwich – zwischen Jugend und Erwachsen-Sein entspricht. Junge Erwachsene sind keine Jugendlichen mehr aber auch noch keine Erwachsenen“ (ebd., S. 251).

Im Vergleich zur ersten Deutung wird der Übergang vom Jugend- zum Erwachsenenstatus als komplizierter angesehen. Sowohl die Abfolge als auch die Statuspassagen selbst ändern sich. Allerdings wird auch in dieser Interpretation ein Erwachsenenstatus angenommen, der nach diversen länger andauernden Übergangsprozessen erreicht werden kann und zur kompletten sozialen Integration führt. Diesem Modell zufolge kristallisiert sich also ein weiteres Moratorium im Lebenslauf heraus (vgl. ebd., S. 251f.).

Eine *dritte* Interpretation wendet sich von dieser Meinung ab und begreift das Phänomen der jungen Erwachsenen als Resultat der Auflösung der Strukturen des Erwachsenenstatus. Zeichnet sich der Status der Erwachsenen noch traditionell durch eine stabile Erwerbsarbeit aus, bedeutet dies, dass nicht alle jungen Frauen und Männer den Erwachsenenstatus erreichen können, da gewisse Strukturen für die Absicherung durch Erwerbsarbeit nicht mehr als selbstverständlich angesehen werden können und nicht mehr in bekannter Gestalt zu entwickeln sind (vgl. Chisholm 1996, S. 45ff.).

Eine *vierte* Erklärung schließlich betont die Verschiedenartigkeit der Kategorie junge Erwachsene und verbindet die drei vorangegangenen Interpretationen unter Berücksichtigung der sozialen Herkunft, der Bildung und der Erwerbssituation (vgl. Walther et al. 1997, S. 252).

Es „werden junge Frauen und Männer, denen aufgrund langer Bildungsphasen Freiräume offen stehen, die mit verschiedenen Lebensentwürfen experimentieren (kulturelle Trendsetter) und sich selbstbewusst und offensiv vom traditionellen Erwachsenenstatus distanzieren, als diejenigen identifiziert, die versuchen, sich über neue Lebensformen sozial zu integrieren. Daneben gibt es das Erklärungsmuster der modernisierten Normalbiographie für diejenigen, die nach wie vor versuchen – und einer Mehrheit gelingt es auch (noch?) –, die institutionalisierten Statuspassagen zu bewältigen und auf mehr oder weniger klassische Weise erwachsen zu werden (...) Denjenigen, die aufgrund von bildungs- und arbeitsmarktbedingten Veränderungsprozessen marginalisiert werden, steht dagegen weder die Perspektive des klassischen Erwachsenenstatus noch einer offensiv angeeigneten eigenständigen Lebenslage offen“ (ebd., S. 252).

Um das Konzept „junge Erwachsene“ zu erklären, ist es sinnvoll, ihre Lebenssituationen in den Blick zu nehmen. Wird die Lebenslage junger Frauen und Männer betrachtet, können Jugend und Erwachsensein kaum mehr voneinander abgegrenzt werden. Die Lebensumstände der jungen Erwachsenen sind geprägt von Gleichzeitigkeiten, Ungleichzeitigkeiten und änderbaren beziehungsweise umkehrbaren Bewegungen zwischen dem Jugend- und dem Erwachsenenstatus. Idealerweise wird diese Lebensphase als Zeit des Experimentierens und der erfolgreichen Suche verstanden. Im negativen Fall wird dieser Abschnitt als hindernde Verdrängung erlebt. Gleichzeitig haben die jungen Frauen und Männer individuell unterschiedliche Handlungsspielräume und Zugänge zu Ressourcen (vgl. ebd., S. 246ff.).

In statistischer Hinsicht werden der Lebensphase „junge Erwachsene“ verschiedene Altersbegrenzungen zugewiesen, zum Beispiel die Altersgruppe der 18- bis 24-Jährigen (vgl. Chilla et al. 2008, S. 262). Ein anderer Vorschlag ist die Definition der Jungen Erwachsenen als 18 bis 35-Jährige (vgl. Chisholm 1996, S. 45). Eine weitere Meinung besagt wiederum, dass sich besonders in der Gruppe der 25- bis 32-Jährigen die speziellen Charakteristika der jungen Erwachsenen finden lassen (vgl. Guerra/Morgagni 1996, S. 169). Großteils herrscht allerdings Einigkeit darüber, dass Altersgrenzen problematisch sind.

Auch in dieser Arbeit wird von Alterszuschreibungen Abstand genommen und die Gruppe der jungen Erwachsenen in ihrer Heterogenität aufgefasst.

1.3 Mobilität

Mobilität vom lateinischen Wort „mobilitas“ bedeutet „Beweglichkeit und Bewegung“ (Tully/Baier 2006, S. 30f.). Bonß und Kesselring (2001, S. 177) definieren Mobilität ähnlich des Ursprungs des Wortes als „Beweglichkeit, Veränderbarkeit und Verflüssigung“. Eine globale Definition ist sinnvoll, da bis jetzt keine einheitliche Begriffserklärung der Mobilität existiert (vgl. Tully/Baier 2006, S. 30). So gibt das Lexikon zur Soziologie keine allgemeine Bestimmung an, allerdings 15 unterschiedliche Formen von Mobilität: „Geographische, horizontale, individuelle, intergenerationelle, intragenerationelle, kollektive, konnubiale, kulturelle, migratorische, räumliche, regionale, scheinbare, soziale, unechte und vertikale Mobilität“ (Fuchs-Heinritz et al. 2007, S. 437f.). In literarischen Beiträgen wird die Mobilität meist auf zwei Formen zusammengefasst und beschränkt (vgl. Bonß/Kesselring 2001, S. 177): „Mobilität als physische Beweglichkeit, eine Bewegung im Raum, sowie soziale Veränderung, eine Verschiebung sozialer Koordinaten“ (ebd., S. 177).

Tully und Baier (2006, S. 31ff.) unterscheiden eine „räumliche, soziale und informationelle Mobilität“. „Informationelle Mobilität“ meint den „Austausch von Informationen“. Dafür wird auch der Terminus „virtuelle Mobilität“ verwendet, der mit dem Gedanken verknüpft ist, dass durch neue Medien die räumliche Mobilität abgelöst werden könnte (vgl. ebd., S. 33). Es kann davon ausgegangen werden, dass virtuelle Mobilität an Bedeutung gewinnt, sie wird sich aber kaum in allen Bereichen der Gesellschaft etablieren (vgl. Bonß/Kesselring 2001, S. 189f.).

Auf soziale sowie virtuelle Mobilität wird in weiterer Folge nicht mehr speziell eingegangen, weshalb auf eine detaillierte Erklärung verzichtet wird. Das Hauptaugenmerk liegt in dieser Arbeit auf der räumlichen Mobilität.

Aus den diversen Definitionen zur Mobilität wird ersichtlich, dass kein Konsens bezüglich der Bereitschaft zur Mobilität vorherrscht. Manche Autoren konzentrieren sich in ihren Erklärungen ausschließlich auf die faktische Mobilität, während andere die

Bereitschaft zur Mobilität als zentralen Aspekt erachten und diesen in ihre Erläuterungen integrieren.

Für Friedel et al. ist die „regionale“ oder „räumliche Mobilität“ zusammen mit „Umzugsmobilität“ und „Standortmobilität“ eine Form „geografischer Mobilitätsbereitschaft“, unter der generell eine „Bereitschaft zum Wohnortwechsel“ verstanden wird. Als Varianten der geografischen Mobilität werden dieser Begriffserklärung nach die „berufsbedingte Mobilitätsbereitschaft“ als „Bereitschaft eine mobile Tätigkeit auszuüben“ und die „Pendlermobilitätsbereitschaft“ als „Bereitschaft zur täglichen Überbrückung der räumlichen Distanz zwischen Arbeitsplatz und Wohnort“ bezeichnet. Neben geografischer Mobilitätsbereitschaft werden in dieser Definition außerdem die „berufliche Mobilitätsbereitschaft“, die allgemein die „Bereitschaft zum Berufswechsel“ meint, und „soziale Mobilität“, die als „Beweglichkeit der Personen im sozialen System im Bezug auf Status und Rolle“ gedeutet wird, definiert (vgl. Friedel et al. 2003, S. 4).

Hammer und Scheiner (2006, S. 18) fassen die Vielschichtigkeit der Mobilität zusammen, indem sie neben der Gliederung in räumliche, soziale und virtuelle Mobilität darauf verweisen, dass es auch der Unterscheidung zwischen Bewegung und Beweglichkeit, also zwischen realisierter und möglicher Mobilität bedarf.

Eine andere Erläuterung klammert hingegen den Aspekt der Beweglichkeit bewusst aus:

„Räumliche Mobilität meint den Wechsel eines Menschen zwischen zwei Orten im geographischen Raum. Diese Definition macht u.a. deutlich, dass weder die prinzipielle Fähigkeit zum Ortswechsel noch die Mobilitätsbereitschaft als Bestandteile räumlicher Mobilität verstanden werden, sondern allein der tatsächlich ausgeführte Ortswechsel“ (Kaiser 1993, S. 30).

Aufgrund der Komplexität des Begriffes Mobilität und um die verschiedenen Wissenschaften, die unterschiedliche Termini verwenden, in die Ausführung zu integrieren, werden die Teilaspekte der Mobilität nicht mehr so scharf voneinander abgegrenzt. Diese Arbeit bezieht sich im Speziellen auf die räumliche Mobilität und dabei vordergründig auf Umzug und Pendeln.

Mobilität wird im Alltag in der Regel primär mit „unterwegs sein“ assoziiert. Pendeln ist

eine Form permanenter Mobilität, das heißt, die AkteurInnen sind für eine längere Dauer in regelmäßigen Abständen unterwegs (vgl. Schneider et al. 2002, S. 58ff.). Diese Form der Mobilität besitzt einen repetitiven Charakter und bezieht sich auf die „Wege der Ausbildung und Berufstätigkeit“ (Tully/Baier 2006, S. 37). Ein Umzug ist hingegen ein einzelnes Ereignis und eine sehr grundsätzliche Veränderung, die mit der Assoziation „weg sein“ verbunden ist (vgl. Schneider et al. 2002, S. 58ff.)

Bei permanenter Mobilität wird der Lebensmittelpunkt nicht verlagert, deshalb bezeichnet man diese Form auch oft als „zirkuläre Mobilität“. Dem gegenüber steht die punktuelle oder „residenzielle Mobilität“, bei welcher eine Verlagerung des Lebensmittelpunktes erfolgt (vgl. Tully/Baier 2006, S. 35).

2 Lebensentwürfe junger Erwachsener

2.1 Lebensentwürfe und Yo-yo-Übergänge

Mehrere Jahrzehnte früher konnte der Lebenslauf noch als geradlinig mit aufeinanderfolgenden Lebensphasen angesehen werden. Die Bildungsphase fand in der Jugend statt, das aktive Erwachsensein war geprägt vom Erwerbsleben und im Alter distanzierte man sich vom Arbeitsmarkt (vgl. Walther et al. 1997, S. 245). Die Jugendperiode begann im direkten Anschluss an die Kindheit und schloss automatisch mit dem Erwachsenenstatus ab (vgl. Stauber/Walther 2002, S. 114).

Im Zuge gesellschaftlicher Modernisierung wandeln sich die Lebensläufe. Mit dem Schlagwort Individualisierung wird darauf hingewiesen, dass die Individuen verstärkt den Lebenslauf selbst gestalten müssen und Stabilität dabei verloren ginge (vgl. ebd., S. 114). Die jungen Erwachsenen müssen rational erläutern, wie ihre Zukunft aussehen soll und gleichzeitig wird sie immer weniger planbar. Individualisierung bezeichnet in diesem Kontext auch die Anforderung, alleine zu eruieren, was für eine positive Bewältigung von Übergängen bedeutsam ist (vgl. Pohl et al. 2006, S. 186). Die Pluralisierung bezeichnet die Tendenz zur Ausdifferenzierung neuer Lebensformen, die teilweise vom klassischen Lebenslauf abweichen (vgl. Stauber/Walther 2002, S. 114).

Die Perioden des Lebenslaufes mischen sich immer mehr. Speziell junge Erwachsene verbinden Phasen der Bildung mit Phasen des Erwerbslebens und des Rückzugs davon ohne den Phasen klare Stellenwerte zuzuschreiben (vgl. Walther et al. 1997, S. 245).

„Erwerbstätige Studierende“ und „studierende Erwerbstätige“ bezeichnen zum Beispiel gängige Lebensentwürfe (vgl. Müller 1996, S. 125).

Es hat den Anschein, als ob das Leben der jungen Frauen und Männer Bewegungen wie denen eines „Yo-yos“ folgen würde (vgl. Walther et al. 1997, S. 245). Die Übergänge vom Jugend- zum Erwachsenenstatus vollziehen sich nicht mehr komplett geradlinig und durchgehend, sondern lassen sich abändern und umkehren (siehe Abbildung 1). Junge Erwachsene können beziehungsweise müssen manchmal Lebensentscheidungen rückgängig machen, wenn sie nicht durchführbar sind oder nicht mit den eigenen Vorstellungen einhergehen (vgl. Stauber/Walther 2002, S. 114f.). Diese jungen Menschen folgen nicht der kürzesten Strecke von A nach B – zum Beispiel vom Schulabschluss in eine weitere Ausbildung – sondern sie gehen Zick-Zack-Wege (vgl. Peters/du Bois-Reymond 1996, S. 106).

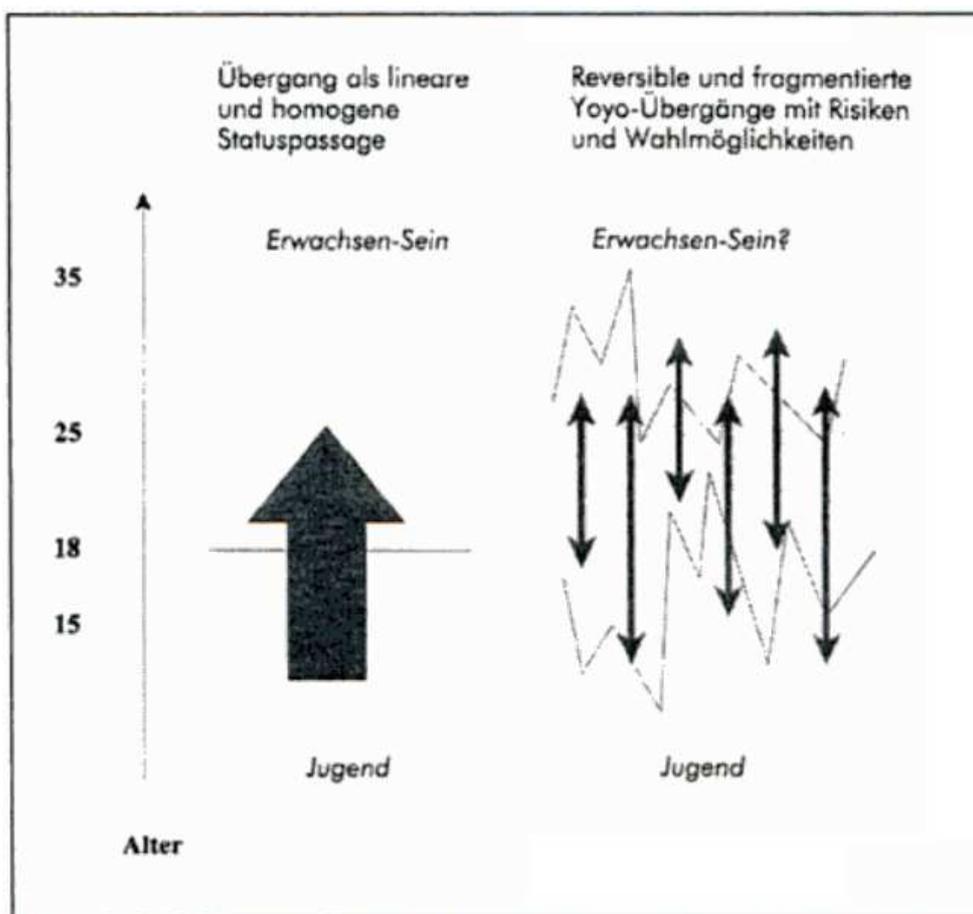


Abbildung 1: Lineare Übergänge vs. „Yo-yo-Übergänge“

Quelle: Stauber/Walther 2002, S. 114, eigene Bearbeitung

„Yo-yo-Übergänge“ können beabsichtigt werden, um mehr Zeit zu haben, zu experimentieren, optimale biografische Möglichkeiten abzuwarten oder diese Optionen selbst mitzukonstruieren. Die AkteurInnen dieser freiwilligen „Yo-yo-Übergänge“ sind meistens junge Erwachsene mit stabilen wirtschaftlichen, bildungsbezogenen und sozialen Voraussetzungen, die, falls sie es wünschen, einem traditionellen Lebensentwurf folgen können. „Yo-yo-Übergänge“ sind aber nicht immer gewählt, sondern häufig eine Konsequenz nicht-realisiertbarer oder gescheiterter Lebensentwürfe. Die Strukturen dieses gewandelten Lebenslaufs bedeuten für die Individuen also neue Ressourcen und Optionen, jedoch auch neue Anforderungen und Hemmnisse (vgl. Walther/Stauber 2007, S. 38f.). Die Subjekte sollten es lernen, die „Yoyo-Bewegungen“ so handzuhaben, dass der Risikoanteil dieser Bewegungen nicht Überhand bekommt, sodass sich mögliche Erfahrungen der Frustration und Demotivation durch positive und motivierende Erfahrungen kompensieren lassen und auch zwischendurch eine zufriedenstellende biografische Bilanz hergestellt werden kann (vgl. Pohl et al. 2006, S. 188).

2.2 Selbstkonzepte: Jugendliche oder erwachsen?

Auf der Gefühlsebene wirken sich „Yoyo-Übergänge“ so aus, dass die jungen Frauen und Männer es bevorzugen in keine Kategorie eingeordnet zu werden, da häufig weder der Jugend- noch der Erwachsenenstatus ihren Empfindungen entspricht (vgl. Walther/Stauber 2002, S. 270). Das Erreichen des Erwachsenenstatus, der einher geht mit Zukunftssicherheit durch Zugänge zum Arbeitsmarkt und entsprechender Bildung, ist immer fragwürdiger und vorübergehender. Wer ständig der Gefahr des Rückschrittes zum Jugendstatus ausgesetzt ist, sieht sich selbst nicht als erwachsen und wird auch von der Gesellschaft nicht so wahrgenommen. Eine weitere Möglichkeit, die Gleichzeitigkeit der jugendlichen und erwachsenen Periode zu leben, ist es, sich in manchen Belangen als jugendlich und in anderen als erwachsen anzusehen. Eine dritte Variante besteht darin, die Lebensperioden abzuwechseln (vgl. Walther et al. 1997, S. 246) und sich je nach Situation als jugendlich oder erwachsen wahrzunehmen (vgl. Müller 1996, S. 133).

Viele junge Frauen und Männer blicken auf das Erwachsensein mit gemischten Gefühlen und artikulieren „nie erwachsen werden zu wollen“ oder „noch weit davon entfernt zu sein“ (vgl. Walther et al. 1997, S. 246). Einige junge Erwachsene assoziieren mit dem Erwachsensein ein „erreicht haben“, man steht still. Das wirkt für die meisten nicht

wünschenswert. Sie wollen weiterhin experimentieren (vgl. Müller 1996, S. 133).

Das Thema des Erreichens des Erwachsenenstatus ist aber auch kein gutes Thema für die jungen Menschen. Es liegt für die Subjekte im Ungewissen, ob für sie die ganze Palette an Kriterien, die den Erwachsenenstatus auszeichnen, erreichbar ist. Die jungen Erwachsenen konstruieren Merkmale des Erwachsenseins, die eher nicht an objektive, äußere Ereignisse (etwa im Kontext des Berufs), sondern an subjektive, innere Kompetenzen geknüpft sind. Demnach ist ein Indiz für den Erwachsenenstatus beispielsweise (vgl. ebd., S. 133f.): „Sein Leben selbständig und verantwortlich in die Hand nehmen können“ (ebd., S. 133).

2.3 Handlungs- und Bewältigungsstrategien

Jungen Erwachsenen darf nicht ausschließlich eine Opferrolle in den Übergängen zugeschrieben werden, denn sie agieren aktiv in den Strukturen und ziehen ihre Handlungsspielräume heran. Die Spielräume sind nicht für alle gleich, sondern abhängig vom Bildungsniveau, den familiären Ressourcen, dem Geschlecht und der Staatszugehörigkeit. Von den jungen Frauen und Männern wird eine aktive Handhabung der alten und neuen Aufgaben erwartet, um zumindest kurzzeitig zu einem adäquaten Lebensentwurf zu gelangen (vgl. Stauber/Walther 2002, S. 128f.).

2.3.1 Gegenwartsorientierung

Werden die Übergänge vom Jugend- zum Erwachsenenstatus betrachtet, so liegt häufig in der Gesellschaft noch immer eine Hedonismusunterstellung vor. Jungen Erwachsenen wird vorgeworfen, dass sie ausschließlich gegenwartsorientiert seien, ihre Arbeitsmoral zu wünschen übrig ließe und nur der Spaß relevant wäre. Allerdings ist dies mit den veränderten Konditionen des Erwachsenwerdens verbunden (vgl. Walther/Stauber 2002, S. 269).

Aus der Offenheit und Unsicherheit in den biografischen Verläufen der jungen Erwachsenen resultiert die sehr starke Gegenwartsorientierung dieser Gruppe. Pläne für die Zukunft werden vorsichtig entworfen und müssen mit der gegenwärtigen Situation kompatibel sein. Die spezielle Gegenwartsfokussierung geht teilweise so weit, dass kulturelle Gruppen eine persönliche, zukunftsorientierte Lebensplanung verweigern und

ihren jugendkulturellen Lebensstil, der bisher als etwas Temporäres verstanden wurde, nicht mehr ablegen (vgl. Walther et al. 1997, S. 249f.). Die Jugendkultur ermöglicht trotz ökonomischer Engpässe soziale und kulturelle Teilhabe, die in der Erwachsenengesellschaft eventuell nicht gewährt würde (vgl. Schröder/Böhnisch 2006, S. 49). In der Jugendszene genießen die jungen Erwachsenen außerdem eine Statussicherheit und in der Erwachsenenenszene würden sie Gefahr laufen, etwas von ihrem Status einbüßen zu müssen (vgl. Böhnisch/Münchmeier 1989, S. 66).

Mit der Gegenwartsorientierung der jungen Erwachsenen gehen auch Selbstinszenierungen einher. Selbstinszenierung inkludiert einerseits eine „Bühne“ für eigene und gemeinsam inszenierte Autonomieerfahrungen und andererseits ein symbolisches Lösen alltäglicher Rollenkonflikte. In symbolischen Lösungen steckt aber auch Potenzial für reale Entwicklungen (vgl. Walther et al. 1997, S. 250).

Im derzeitigen gesellschaftlichen Kontext, in dem sich junge Erwachsene befinden, müssen diese die Erwartungen an das eigene Leben mit den gesellschaftlichen Anforderungen einer problemlosen Lebensführung und einer positiven Denkweise kombinieren. „Spaß“ ist somit nicht nur in Freizeitbelangen primär, sondern wird weitreichend für Beurteilungen herangezogen, die auch bei Arbeitseinstellungen angewandt werden (vgl. Walther/Stauber 2002, S. 269). Wenn man den Begriff „Spaß“ weit fasst, steht er auch für Selbstverwirklichung. Spaß inkludiert also Wertschätzung, gutes Arbeitsklima, individuelle Herausforderung und Entfaltung sowie eine abwechslungsreiche Tätigkeit (vgl. Pohl et al. 2005, S. 313).

2.3.2 Umgang mit Optionen

Wenn Zukunft kaum zu entwerfen ist und Konsequenzen der Lebensentscheidungen kaum abschätzbar sind, ist es naheliegend den Verbindlichkeiten auszuweichen (vgl. Stauber/Walther 2002, S. 130). Jüngere sind ständig mit der „Vermeidung von Eindeutigkeit“ konfrontiert, um „sich offen zu halten, flexibel zu sein, sich nicht festzulegen“ (Walther/Stauber 2002, S. 269). Es geht darum, Entscheidungen, die nicht revidierbar sind, zu umgehen, falls sich später passendere Optionen bieten, die besser in den eigenen Lebensentwurf integrierbar sind (vgl. Stauber/Walther 2002, S. 130f.). Der Zweifel, ob durch eine fixe Entscheidung nicht auf etwas Bedeutsameres verzichtet werden muss, führt zu Stress. Zusätzlich kreieren die Medien das Bild, als ob einem die

ganze Welt offen stünde und man deren Möglichkeiten nur wahrzunehmen brauche. Aus dieser medial verstärkten Skepsis gegenüber bereits Beschlossenen resultieren auch vermehrte Ausbildungsabbrüche (vgl. Arnold 2002, S. 230).

In den Diskussionen der Älteren wird an die junge Generation appelliert Entscheidungen zu treffen, sich zu etwas zu verpflichten oder verpflichtet zu werden. Junge Erwachsene sind aber sehr wohl fähig sich zu entscheiden und sie treffen eigentlich sogar ständig Entscheidungen (vgl. Walther/Stauber 2002, S. 269). Und diese Entscheidungssituationen sind nicht einfach in der postmodernen Gesellschaft, die ein ständiges Reflektieren und Einschätzen von Alternativen und widersprüchlichen Möglichkeiten erfordert (vgl. Keupp 1997, S. 23), in der „alles so, aber auch ganz anders sein könnte“ (ebd., S. 23). Der Umgang mit unübersichtlich vielen Wahlsituationen erfordert primär eine frühe Kenntnis der eigenen Interessen (vgl. Pohl et al. 2006, S. 188).

Die eigene Wahl wurde mittlerweile eine Selbstverständlichkeit. Die jungen Frauen und Männer müssen sich aber auch entscheiden und das bei individuell unterschiedlichen Wahlmöglichkeiten, speziell in Übergangssituationen (vgl. Stauber/Walther 2002, S. 129). Junge Menschen verfügen heute kaum über mehr Optionen, sind aber einem größeren Entscheidungsdruck ausgesetzt. Es obliegt der eigenen Entscheidung, wie das weitere Leben verlaufen soll, auch wenn die Wahl der Optionen zum Teil im Sinne einer Wahl des geringeren Übels verläuft. Beispielsweise könnte eine solche Wahl jene zwischen Arbeitslosigkeit und einer unerwünschten Maßnahme zur beruflichen Qualifizierung sein. Eigene Entscheidungen werden individuell getroffen und fallen daher auch in den Bereich der Selbstverantwortung (vgl. Stauber et al. 2007, S. 10). Individualisierung ist demnach auch kombiniert mit Selbstbegründung und -thematisierung. Die jungen Erwachsenen sind dem Zwang ausgesetzt, die verschiedenen Entscheidungen sowie Schwierigkeiten bei Entscheidungen der Familie und dem Freundeskreis gegenüber aber auch gegenüber sich selbst zu rechtfertigen (vgl. Walther/Stauber 2007, S. 36). Aus der Individualisierung resultieren biografische Unsicherheit und Ungewissheit und ein Mangel an allgemeiner Absicherung sozialer Risiken (vgl. Stauber et al. 2007, S. 10). Junge Erwachsene nehmen eine ExpertInnenrolle bezüglich der Handhabung von Unsicherheiten ein (vgl. Walther et al. 1997, S. 260).

2.3.3 Bewältigung von Teilübergängen

Während mit der Normalbiografie (siehe Kapitel 2.4.1) noch immer Linearität und automatische eingebundene Bewältigung aller Aufgaben zum Erreichen des Erwachsenenstatus assoziiert werden, müssen eigentlich Teilübergänge angenommen werden (vgl. Walther/Stauber 2007, S. 32). Die Übergänge in den einzelnen Lebensbereichen sind in Abhängigkeit voneinander aufzufassen, da sie zur gleichen Zeit, wenn auch nicht in der gleichen Intensität, für die jungen Erwachsenen Bedeutung haben. Die einzelnen Lebenskontexte stehen in einer Wechselbeziehung, folgen aber doch auch ihren individuellen Strukturen und haben als einzelne Bereiche Relevanz. Aufgrund dieser speziellen Parallelität und Kompliziertheit der Übergänge müssen die jungen Frauen und Männer beim Agieren in den unterschiedlichen Lebensbereichen mit Unregelmäßigkeiten und Konflikten zurechtkommen (vgl. Walther/Stauber 2002, S. 270).

Die grundlegende Herausforderung in den Übergängen ist die gleichzeitige Bewältigung der Teilübergänge, die auch einander widersprechende Anforderungen aufweisen können (vgl. Walther/Stauber 2007, S. 35). Unter widersprüchlicher Anforderung ist gemeint, dass zum Beispiel familiäre Strukturen auseinander fallen und zur gleichen Zeit eigene Perspektiven und Pläne aufgebaut werden müssen (vgl. Walther et al. 1997, S. 256) oder eine Paarbeziehung anfängt und gleichzeitig ausbildungsbezogene räumliche Mobilität erforderlich wird (vgl. Walther/Stauber 2007, S. 35).

Neue Inhalte von Vereinbarkeit werden mit traditionellen kombiniert. Speziell für die jungen Frauen ist die Vereinbarkeit der Pläne hinsichtlich Familiengründung und gleichzeitiger Unabhängigkeit durch gute berufliche Qualifikation noch immer ein Thema (vgl. Walther et al. 1997, S. 256). Es ist nötig, da, wo es subjektiv möglich ist, Kompromisse einzugehen, aber dabei darauf zu achten, dass das nicht dem eigenen Lebensentwurf widerspricht (vgl. Pohl et al. 2006, S. 189).

Nicht nur für die jungen Frauen, sondern auch für die Männer verlieren im Kontext der Vereinbarung „die Erwachsenen“ ihre Vorbildwirkung und es wird zu diesem Zweck immer mehr auf „Beinahe-Gleichaltrige“, die in den Medien vertreten sind zurückgegriffen (vgl. Stauber/Walther 2002, S. 119).

Indem sich die jungen Erwachsenen mit den Anforderungen an sie befassen, werden neue Übergangsmuster entwickelt, die auch wieder einen normativen Gehalt haben (vgl. ebd., S. 128). Dabei spielt es eine Rolle, dass die jungen Menschen häufig das Ziel des Erwachsenenstatus gar nicht erreichen wollen, denn „der Weg ist das Ziel“. Das Absehen von einem klaren Ziel erlaubt es neue Ziele auf dem Weg zu entwickeln. Während der Konstruktion neuer Übergangsmuster wandeln sich auch die Lebensentwürfe (vgl. Walther et al. 1997, S. 256).

2.4 Übergangsbereiche im Kontext des sozialen Wandels

Die Institutionen, die Einfluss auf den Übergang haben – das sind die Familie, der Freundeskreis und das Ausbildungssystem – stärken heute weniger. Sie verfolgen ihre eigene Logik und machen es für die jungen Frauen und Männer schwierig, die einzelnen Lebenskontexte mit ihren individuellen Übergangserfordernissen zu kombinieren (vgl. Walther/Stauber 2002, S. 270).

Die Anforderungen an die jungen Erwachsenen im Übergang und deren eigene Vorstellungen entwickeln sich in wechselseitiger Abhängigkeit mit den gesellschaftlichen Gegebenheiten (vgl. ebd., S. 271). Von den Übergängen, die an Dauer und Kompliziertheit zugenommen haben, sowie den damit zusammenhängenden Anforderungen und Methoden der Bewältigung, die für eine Gestaltung dieser Lebensphase auch unter teils ungünstigen Umständen notwendig sind, kann ein Wandel der Spätmoderne abgeleitet werden. Junge Erwachsene nehmen im Bezug auf diese einzelnen sozialen Transformationsprozesse eine wichtige Rolle ein. (vgl. Stauber et al. 2007, S. 8 ff.).

Im Konzept der Arbeitsgesellschaft wird die Sichtweise auf den Übergang von der Schule in den Beruf eingeschränkt (vgl. Walther/Stauber 2002, S. 271). Dieser Theorie zufolge ist soziale Integration, also mit Erfolg bewältigte Übergänge in unterschiedlichen Lebensbereichen (zum Beispiel Wohnen, Familie), eine Konsequenz der Bewältigung des berufsbezogenen Übergangs (vgl. Walther/Stauber 2007, S. 23). Arbeit hat eine starke Bedeutung für Biografie und Identität, ist aber keineswegs der einzige wichtige Aspekt und sollte in seiner Wechselwirkung mit anderen Faktoren gesehen werden (vgl. Walther et al. 2007, S. 100f.).

Übergangsbereiche, die für die vorliegende Forschungsarbeit Bedeutung haben und in dieser Auseinandersetzung genauer berücksichtigt werden sollen, sind Arbeit und Ausbildung, Familie und Wohnsituation sowie Soziale Netzwerke. Um diese Themen zu beschreiben, werden zusätzlich zu theoretischer Literatur empirische Studien herangezogen, dabei vorwiegend die FATE-Studie und die deutsche Teilstudie des YOYO-Projekts. Deutsche Ergebnisse erweisen sich durchaus auch für den österreichischen Kontext als sinnvoll, da Österreich und Deutschland dem gleichen Übergangsregime zuzuordnen sind (siehe Kapitel 2.5.1).

Im Forschungsprojekt FATE („Families and Transitions in Europe“) wurde in neun Regionen Europas vor allem der Frage nachgegangen, welchen Einfluss die länger dauernden Übergänge auf die Familienverhältnisse junger Erwachsener haben. Im Projekt wurde eine Fragebogenerhebung mit jungen Erwachsenen realisiert. Ergänzend dazu wurden Interviews durchgeführt, bei denen auf eine geringere Anzahl an Probanden der Fragebogenstudie und deren Eltern zurückgegriffen wurde (vgl. Stauber 2007, S. 130ff.).

Im europäischen YOYO-Projekt („Youth Policy and Participation. Potentials of Participation and Informal Learning for Young People's Transition to the Labour Market“) wurde anhand von Interviews mit jungen Erwachsenen und Fallstudien von Projekten analysiert, was eine motivierte und engagierte Beteiligung junger Erwachsener an ihren Übergängen in die Arbeit voraussetzt (vgl. Pohl et al. 2005, S. 304f.).

2.4.1 Arbeit und Ausbildung: Die Gültigkeit der Normalbiografie

Nach dem Zweiten Weltkrieg, im Zuge der Entwicklung des Sozialstaates, wurde die Abfolge der Phasen „Ausbildungszeit – Erwerbszeit – Rentenzeit“ zur Norm gemacht. Seither wird diese Struktur als „Normallebenslauf“ beziehungsweise „Normalbiografie“ bezeichnet (vgl. Kohli 1985 zit. n. Walther/Stauber 2007, S. 21). Lange galt die Normalbiografie als generell erreichbar, doch aus heutiger Perspektive werden Begrenzungen der Normalitäten sichtbar. Der männliche Normallebenslauf war erwerbsorientiert und schien unabänderbar, während die weibliche Normalbiografie durch intensivere Wandlungen geprägt war. Die klassische Rolle der Frau in den 50er Jahren war die der Hausfrau, danach der Zuverdienerin und schließlich löste das Modell

„Erwerbsarbeit – Familienarbeit – Wiedereinstieg“ diese Normalitätsannahmen ab. Immer behielt die Frau allerdings die Verantwortung für Haushalt und reproduktive Arbeit. In der Realität hat sich natürlich eine Vielzahl an unterschiedlichen Mustern der Erwerbstätigkeit herausgebildet. Dennoch ist der Zugang zum Arbeitsmarkt trotz höherer Frauenerwerbsquote für Frauen hinderlicher als für Männer und sie haben zusätzlich dazu finanzielle und statusbezogene Einbußen zu verzeichnen (vgl. Walther/Stauber 2007, S. 21ff.).

Laut der Normalperspektive bezüglich des Übergangs in ein Arbeitsverhältnis entfalten Kinder in der Schule Talente und Präferenzen. Abgestimmt auf diese folgt das Erlernen eines Berufes oder sie gelangen via höhere Ausbildung zum Beruf und den Status der Erwachsenen. Ist ein eigenständiges Gelingen der normalbiografischen Entwicklung nicht möglich, soll mithilfe der Sozialpädagogik zu einer Ausbildung oder einem Normalarbeitsverhältnis hingeführt werden. Doch die Realisierbarkeit der Normalbiografie ist bei weitem nicht mehr sicher. Sowohl der gelungene Wechsel in eine Ausbildung als auch in ein Arbeitsverhältnis scheinen nicht mehr selbstverständlich (vgl. Walther/Stauber 2002, S. 271).

2.4.1.1 Wandel am Arbeitsmarkt

In unserer Gesellschaft ist Erwerbsarbeit das wichtigste Instrument sozialer Integration. Erwerbstätigkeit dient der Existenzsicherung der Individuen und ist die Basis der Lebensentwürfe (vgl. Böhnisch/Münchmeier 1989, S. 59). Wandlungen im Bereich Arbeit schwächen die Grundthese des Wohlfahrtsstaates, die besagt, dass der Arbeitsmarkt für alle zugänglich sei (vgl. Arnold 2002, S. 211) und dass eine längere Zeit der Bildung und Ausbildung sowie eine erfolgreiche Absolvierung einer höheren Ausbildung gute Erwerbschancen nach sich ziehen würden. Bedingung für dieses wohlfahrtsstaatliche Versprechen ist ein so großes Wirtschaftswachstum, das die Integration der jungen Erwachsenen in den Arbeitsmarkt garantieren und ihnen qualifizierte, aussichtsreiche und sinnvolle Jobs bieten kann. Diese Notwendigkeiten sind heute aber ungewiss (vgl. Böhnisch/Münchmeier 1989, S. 56f.).

Gerade jungen Menschen fällt es angesichts schwieriger, teils unbezwingbarer Eintrittsbarrieren in die Berufswelt schwer, optimistisch in die Zukunft zu blicken (vgl. Arnold 2002, S. 211). Von ihnen wird zwar eine rasche und zielorientierte Absolvierung

der Ausbildung erwartet. Wie allerdings ihre lang- und auch mittelfristigen Perspektiven aussehen, lässt sich nicht vorhersagen, da sie eine Privatangelegenheit sind (vgl. Schröder/Böhnisch 2006, S. 50). Die Arbeit entwickelte sich im Zuge der Modernisierung in die Richtung, dass Erwerbstätige oft Job und Beruf wechseln und vermehrt Arbeitslosigkeit auftritt. Die Gesellschaft fordert, dass junge Erwachsene mit dieser Uneinschätzbarkeit zurecht kommen müssen (vgl. Stauber et al. 2007, S. 8).

2.4.1.2 Wandel in der Bildung

Mit der Transformation der Arbeit ist direkt auch ein Wandel in der Bildung und Ausbildung verbunden (vgl. ebd., S. 8). Mit der Modernisierung geht teilweise die Verbindung von Bildung und Erwerbsarbeit verloren. Die länger andauernde Zeit des Bildungserwerbs und der Qualifikation führen nicht mehr automatisch in ein sicheres Beschäftigungsverhältnis, doch scheinen Qualifizierungs- und Bildungsprogramme attraktiv für die jungen Frauen und Männer zu sein. Offenbar führen diese Programme eine große Anzahl der jungen Erwachsenen zu sozialer Integration. Sind diese neuen Zugänge zu sozialer Integration in der späteren Jugendphase nicht verfügbar, resultiert daraus soziale Ausgrenzung. Geringe Einkommen, unsichere Beschäftigungsverhältnisse für wenig Qualifizierte, begrenzte kulturelle Partizipation und eingeschränkte Mobilität haben eine Überforderung durch den ökonomischen Strukturwandel zur Konsequenz. Wird eine Ausbildung abgebrochen oder bei sehr niedriger Qualifizierung absolviert und bietet das Umfeld keine oder nur unpassende Ressourcen, müssen sich diese jungen Erwachsenen häufig mit „Flexijobs“ und wegrationalisierten Arbeitsplätzen arrangieren, was eine dauernde Ausgrenzung nach sich ziehen kann. Manche erzielen aber aus dieser Situation heraus mit Hilfe von Zufallsjobs und speziellen Kompetenzen ein sicheres Arbeitsverhältnis (vgl. Walther et al. 1997, S. 253 f.).

Im Projekt FATE kamen die ForscherInnen zu dem Ergebnis, dass unabhängig von der Region und dem Bildungsgrad die berufliche Qualifizierung als gesellschaftlich sehr wertvoll eingeschätzt wird. Auch auf die eigene Ausbildung blicken die jungen Erwachsenen im Bezug auf Arbeitsmarktoptionen sehr positiv. Das Risiko, die Arbeit zu verlieren, wird ebenfalls als gering eingestuft (vgl. Stauber 2007, S. 135).

In diesem Zusammenhang sind aber auch die Bewältigungsstrategien zu bedenken, denn

einige junge Frauen und Männer absolvieren eine zweite Ausbildung. Die ForscherInnen interpretieren das Ergebnis so, dass diese Entwicklung einerseits die Arbeitsmarktproblematik widerspiegelt, mit der sich die jungen Erwachsenen durch Zusatzqualifizierungen arrangieren. Andererseits ist auch ein Druck zu erkennen, irgendeine Ausbildung zu beginnen, die womöglich nicht mit den persönlichen Interessen übereinstimmt. Die Motivation für solche Entscheidungen liegt in der Angst „nirgends hineinzukommen“ (vgl. ebd., S. 135).

Einige junge Erwachsene beenden zuerst die erste Ausbildung bevor sie es sich erlauben eine mit den Interessen korrespondierende Ausbildung zu absolvieren (vgl. ebd., S. 135). Somit verhindern sie als AbbrecherInnen stigmatisiert zu werden (vgl. Walther et al. 2007, S. 107).

Obwohl Schulabschlüsse keinen Ausbildungsplatz sicherstellen und Ausbildungsabschlüsse nicht unbedingt einen sicheren Arbeitsplatz ermöglichen, behält Bildung ihre Wichtigkeit oder wird in der Zeit des lebenslangen Lernens noch essentieller, fällt aber vermehrt in den Bereich der Selbstverantwortung (vgl. Stauber et al. 2007, S. 8). Die jungen Erwachsenen sind repräsentativ für das Konzept des lebenslangen Lernens, weil die Prophezeiungen des alten Bildungssystems mittlerweile nicht mehr eintreten und diese Generation im Ungewissen im Hinblick auf neue Bildungsanforderungen bleibt (vgl. Walther et al. 1997, S. 249).

2.4.1.3 Von der Schule ins Studium

Bei der Entscheidung über den Beginn eines Hochschulstudiums hat die Bildungsherkunft einen großen Einfluss. Das heißt, dass junge Frauen und Männer mit unterschiedlichen Qualifizierungen für ein Studium, deren Eltern über ein hohes Bildungsniveau verfügen, eher studieren, als jene aus bildungsferneren Familien. Die Realisierung der Studienoption folgt aber auch zyklischen Schwankungen. Bei subjektiv wahrgenommenen pessimistischen Arbeitsmarktprognosen für AkademikerInnen auf deren Teilarbeitsmärkten sinkt die Studierquote.

Bezüglich der Motive, auf denen die Entscheidungen für oder gegen ein Studium beruhen, zeigt sich ein Bedeutungszuwachs extrinsischer Beweggründe, speziell ökonomisch-beruflicher. Zum Beispiel wünschen sich die jungen Erwachsenen

Sicherheit im Beruf, hohes Einkommen beziehungsweise einen hohen sozialen Status, rasche ökonomische Autonomie und die Bekleidung von Führungspositionen, aber auch eine kurze Ausbildungsdauer. Diese Faktoren befürworten nicht unbedingt ein Hochschulstudium. Andererseits gewinnen aber auch postmaterielle Motive an Wert, die auf Selbstverwirklichung abzielen.

Laut einer Längsschnittbefragung mit studienberechtigten SchulabgängerInnen zum Thema nachschulische Werdegänge und einer Befragung mit StudienanfängerInnen zu den ersten Erfahrungen im Studium, durchgeführt vom Hochschulinformationssystem (HIS), lassen sich die jungen Erwachsenen bei ihren Entscheidungen über eine spezielle Studienrichtung jedoch nicht von berufs- oder arbeitsmarktorientierten Überlegungen leiten, sondern folgen ausschließlich ihren eigenen Affinitäten. Das ist womöglich auf die Problematiken zurückzuführen, mit denen sich die Studienberechtigten konfrontiert sehen, wie die mangelnde Orientierung bei den zahlreichen und vielseitigen Optionen oder der Unübersichtlichkeit und Unzuverlässigkeit der Entwicklungen am Arbeitsmarkt und der Qualifikationsanforderungen. Es hat aber den Anschein, als würden nur die subjektiv empfundenen persönlichen Interessen als verlässliche Auswahl und Orientierungsbasis dienen.

Gemäß der unsicheren Situation im Bezug auf die Entscheidungen weisen junge Erwachsene einen hohen Bedarf an Informationen auf, was durch eine hohe Nachfrage nach diversen Informationsmöglichkeiten sowie durch eine Nutzung unterschiedlicher Informationsquellen in der Untersuchung deutlich wurde. Es sind ausreichend viele Informationsquellen vorhanden und sie werden auch nachgefragt. Kritisiert wird eher die mangelnde Brauchbarkeit mancher Informationsquellen. Als nützlich und ausbaufähig wird die Orientierungshilfe durch Studierende eingestuft. Diese hatten nicht lange vorher selbst die Studienentscheidungen getroffen und ihre bereits gesammelten Erfahrungen im Studium erweisen sich als profitabel für die Studieninteressierten.

Gut informiert zu sein über Hochschule beziehungsweise Studium und durch die Schule gut vorbereitet zu sein stellen wichtige Bedingungen für ein erfolgreiches Studium dar. Um dies bewerkstelligen zu können, ist auf SchülerInnenseite eine frühe Thematisierung der persönlichen Ausbildungsvorstellungen, der Arbeitsmarkttendenzen und der dafür erforderlichen Qualifikationen von Vorteil. Die Schule kann durch entsprechende Schulfächer, die diese Themen berücksichtigen, Fortbildungen für SchullehrerInnen zu Studienmöglichkeiten, -anforderungen und beruflichen Alternativen beziehungsweise

hauptberuflichen StudienberaterInnen zu diesen Orientierungsprozessen beitragen. Hochschulen können durch eine Vernetzung mit Schulen eine einfachere Entscheidungsfindung und bessere Vorbereitung auf ein Studium fördern. Zielführend ist auch ein Beratungssystem, das sich durch Transparenz und klaren Zuständigkeiten von Schule, Hochschule und Arbeitsamt auszeichnet (vgl. Heine/Spangenberg 2004, S. 191ff.).

2.4.1.4 Orientierungsprozesse

Berufsentwürfe sind nicht mehr planbar. Die weiblichen jungen Erwachsenen arrangierten sich schon immer mit einem unvollständigen „Aufeinander Folgen“ und „Ineinander Fließen“ beruflicher Entscheidungen. Außerdem war es für sie häufig erforderlich sich neu- oder umzuorientieren. Neu ist, dass nun auch junge Männer vermehrt damit konfrontiert werden und diese Problematiken von jedem selbst bewältigt werden müssen. Die Suche kann in Abhängigkeit des Qualifizierungsgrades als vielseitige Berufspraxis verstanden werden oder als wechselnde Abschnitte aus Arbeitslosigkeit, unergiebigem Abwarten und Dequalifizierung (vgl. Walther et al. 1997, S. 254).

Diese unterschiedliche Wahrnehmung von Orientierungsprozessen wird auch in den verschiedenen Erfahrungen mit Praktika deutlich. Aus Ergebnissen der YOYO beziehungsweise FATE-Studie ist zu entnehmen, dass hauptsächlich junge Erwachsene, die eine höhere Ausbildung abschließen, Praktika als freiwillige Entscheidung zum Kennenlernen der Berufswelt ansehen und subjektiv gewinnbringende Erfahrungen machen können. Andere junge Frauen und Männer, die Praktika im Zuge der Berufsvorbereitung als „Ausbildungsersatz“ absolvieren, die die Praktikumsstellen nicht selbst auswählen können und die weniger die Arbeitswelt erkunden als ihr Durchhaltevermögen beweisen müssen, um möglicherweise später einen Ausbildungsplatz zu bekommen, haben keine so positive Sicht auf Praktika (vgl. Walther et al. 2007, S. 112).

Der Umgang mit Widersprüchlichkeiten und das Beibehalten der Motivation bei diffusen Aussichten für die Zukunft sind Anforderungen an junge Frauen und Männer (vgl.

Stauber et al. 2007, S. 8). Motivation wird als essentiell angesehen, um mit den verschiedenen Rückschlägen, die junge Erwachsene im Zusammenhang mit Arbeit und Ausbildung erfahren, umgehen zu können. Daneben sind auch Anforderungen, wie größtmögliche Flexibilität bezüglich Inhalte der Ausbildung und größtmögliche räumliche Mobilität, relevant. Eine wachsende Anzahl von jungen Erwachsenen muss jedoch auch mit dem Umstand zurecht kommen, dass sie ihre beruflichen Lebensentwürfe nicht realisieren können (vgl. Walther/Stauber 2007, S. 32f.).

2.4.1.5 Die neue Frau, der neue Mann

Mit den ausbildungs- und berufsbezogenen Themen verbunden erscheinen auch die Lebensentwürfe als „neue Frau“ beziehungsweise „neuer Mann“ unrealistisch, da oft die Strukturen zur Verwirklichung dieser Entwürfe fehlen. Ein Lebensentwurf als junge, karriereorientierte Frau, die fest im Berufsleben steht und trotzdem keinen Verzicht verspürt, ist schwer zu realisieren. Dementsprechend ist die Umsetzung eines Lebensentwurfs als verantwortungsbewusster, teilzeitbeschäftigter Familienvater, der trotz seiner Familienorientierung keinen verminderten Status erhält, schwer umsetzbar (vgl. Walther et al. 1997, S. 254f.).

Die Muster der Arbeitsteilung, die in der Industriegesellschaft im 19. beziehungsweise 20. Jahrhundert vorwiegend vorherrschten, haben bis heute Einfluss. Produktion und Reproduktion waren zwei separate Bereiche, die von der Gesellschaft nicht als gleichwertig angesehen wurden. Erwerbstätigkeit wurde mehr gewürdigt als reproduktive Tätigkeit, die automatisch, und ohne es zu thematisieren, als gegeben angenommen wurde. Traditionellerweise fiel sie in den Verantwortungsbereich der Frauen und die Männer erhielten die Zuständigkeit für den Erwerbsbereich außerhalb der Familie. Die „berufliche Emanzipation der Frau“ brachte auch die Vereinbarkeitsproblematik von Familie und Beruf für die Frauen mit sich. Die Männer waren und sind von dieser Problematik in weitaus geringerem Ausmaß betroffen. In der Gesellschaft des angehenden 21. Jahrhunderts gilt dieses geschlechtshierarchische Modell der Geschlechterrollen in moralischer Hinsicht als Auslaufmodell. Außerdem werden in einer „flexibilisierten und mobilen postindustriellen Gesellschaft“ diese Separationen aufgehoben (vgl. Schröder/Böhnisch 2006, S. 52f.).

Obwohl die gesellschaftliche Modernisierung die Erosion des Normallebenslaufes mit

sich bringt, entwerfen allerdings auch die jungen Erwachsenen selbst ihre Leben häufig weiterhin nach den vorgegebenen Mustern (vgl. Walther/Stauber 2007, S. 31). Vielfach haben sich Geschlechterverhältnisse herauskristallisiert, die in der alltäglichen Kommunikation durch Gleichheit charakterisiert sind und auch subjektiv so wahrgenommen werden. In struktureller Hinsicht werden allerdings die geschlechtshierarchischen Muster rekonstruiert (vgl. Schröder/Böhnisch 2006, S. 55).

2.4.2 Familie und Wohnsituation: Zwischen Abhängigkeit und Selbstständigkeit

Ein Wandel zeichnet sich auch in den Beziehungen der Familie oder zwischen den Generationen ab. Die zunehmende Dauer und Komplexität der Übergänge, speziell die Ausbildungssituation betreffend, implizieren eine längere Abhängigkeit der jungen Frauen und Männer von der älteren Generation (vgl. Stauber et al. 2007, S. 9). Die jungen Erwachsenen verselbstständigen sich in bestimmten Bereichen, bleiben jedoch ökonomisch abhängig von den Eltern beziehungsweise von Staatsleistungen und verbleiben zunehmend im Haushalt der Eltern (vgl. Stauber 2007, S. 129ff.).

2.4.2.1 Selbstständiges Wohnen

Der verzögerte Auszug von zu Hause kann von den jungen Frauen und Männern als unfreiwilliges Verzichten verstanden werden oder als Konsequenz einer ökonomischen Kosten-Nutzen-Rechnung, derzufolge der Verzicht auf die eigene Wohnung erweiterte andere Konsummöglichkeiten nach sich ziehen könnte. Es existiert eine Vielfalt an Lösungen, um trotz Angewiesenheit ein selbstständiges Leben zu führen, zum Beispiel kann nebenbei jobben zumindest partiell zu finanzieller Autonomie führen oder es können eigene Bereiche auch im gemeinsamen Haushalt mit den Eltern eingerichtet werden (vgl. Stauber/Walther 2002, S. 118). Eine eigene Wohnung beziehungsweise eigenständiges Wohnen gehört dennoch zu wichtigen Zielen der Lebensentwürfe der jungen Erwachsenen. Das Verlassen des elterlichen Haushaltes ist aber vielfach weniger als ein punktuell Ereignis als ein Prozess zu verstehen. Nicht selten kehren die jungen Menschen nach einer Phase des selbständigen Wohnens wieder für eine gewisse Dauer in das Elternhaus zurück, zum Beispiel als Konsequenz von Arbeitslosigkeit. Später erfolgt

der nächste Auszugsversuch (vgl. Müller 1996, S. 127).

2.4.2.2 Unterstützungsformen

Die Familie leistet auf finanzieller und sozialer Ebene einen großen Beitrag zum Gelingen der Übergänge, was aber weder im öffentlichen, noch im privaten Diskurs speziell angesprochen wird und daher die soziale Ungleichheit fördert (vgl. Stauber 2007, S. 129ff.). Wenn junge Erwachsene soziokulturell autonom sind, also ihre Lebensgestaltung selbst vornehmen, aber finanziell auf die Familie angewiesen bleiben, stellen die familiären Ressourcen den grundlegenden Unterstützungsfaktor dar (vgl. Arnold 2002, S. 229). Aufgrund dieser Abhängigkeit sind die Eltern ebenfalls direkt von der Bewältigung der Übergänge der jungen Menschen betroffen. Die junge und die ältere Generation tragen zu einer erfolgreichen Bewältigung bei (vgl. Stauber et al. 2007, S. 9).

Im Bezug auf die Arten der Unterstützungsleistungen weisen die in der FATE-Studie untersuchten europäischen Länder große Verschiedenheit auf. Der Anteil der jungen Erwachsenen, der monetäre Hilfe von den Eltern erhält, ist in Deutschland eher gering, da viele von ihnen mittels Beschäftigung und Ausbildungsvergütung für sich selbst aufkommen. Im Vergleich dazu unterstützen südeuropäische Eltern ihre Kinder ganz beträchtlich. Am wenigsten finanzielle Hilfe von den Eltern bekommen junge DänInnen, denn dort kann auf finanzielle Unterstützung eher verzichtet werden, da Personen ab 18 Jahren Zugang zu einem Bildungsstipendium haben.

In Zusammenhang mit den materiellen Leistungen stehen die Reaktionen der jungen Frauen und Männer auf diese Unterstützung. Die deutschen jungen Erwachsenen aus sozial weniger gut gestellten Familien fühlen sich oft abhängig, das schlechte Gewissen plagt sie und sie empfinden Leistungsdruck. Im Vergleich dazu sind diese Emotionen den jungen DänInnen, aufgrund der Staatsleistungen, und den jungen Erwachsenen aus Süd- und Osteuropa, die diese elterliche Unterstützung mehr als selbstverständlich ansehen, fremd.

Junge Menschen im elterlichen Haushalt erfahren zusätzlich zur finanziellen Unterstützung eine Menge nicht monetärer Leistungen, die manchmal auch direkt in Geld umgewandelt werden können, zum Beispiel die Verwendung des vollgetankten Autos der Eltern. Diese praktischen Hilfeleistungen werden erst nach dem Auszug von zu Hause

besonders anerkannt und nicht mehr als so selbstverständlich aufgefasst.

In emotionalen beziehungsweise psychologischen Belangen wurde die familiäre Unterstützung laut FATE sehr wertgeschätzt. Die jungen Frauen und Männer bedürfen des Beistandes durch die Eltern, die sich aber immer weniger zu Ratschlägen fähig fühlen, und die jungen Erwachsenen empfinden diese auch immer mehr als unangemessen. Dennoch bleiben die Eltern wichtig in der Rolle der Ratgebenden. Vor allem die Mutter nimmt eine bedeutende Rolle für jede Form der Hilfe, aber auch als Gegenüber bei Konflikten ein (vgl. Stauber 2007, S. 136ff.).

2.4.2.3 Intergenerationelle Unterstützungssysteme

Hilfeleistungen werden auch von der jüngeren an die ältere Generation erbracht (vgl. Stauber 2007, S. 129). Ein Teil der jungen Frauen und Männer „will“ die Unterstützung an die ältere Generation auch leisten, damit sie die Beziehung zu den Eltern als gleichwertig, partnerschaftlich und erwachsen erleben können (vgl. Walther/Stauber 2007, S. 33).

FATE zeigt, dass Reziprozitätsforderungen für die erbrachte Unterstützung nicht gestellt werden, die jungen Erwachsenen aber die Möglichkeit suchen, sich zu revanchieren, um das Verhältnis mit den Eltern eben als partnerschaftliches und erwachsenes wahrnehmen zu können (vgl. Stauber 2007, S. 139).

In vielen Ländern Europas ist ein Rückgang wohlfahrtsstaatlicher Zuwendungen zu verzeichnen, wodurch der ökonomische Druck auf die Familien steigt. Gerade hier gewinnt intergenerationelle Hilfe an Wichtigkeit und es entstehen neue Arten des Miteinander-Lebens (vgl. ebd., S. 133). Bei abnehmenden oder ungenügenden Staatsleistungen wird die Familie zu einem Hilfsmittel, welches die jungen Frauen und Männer nützen. Bei einem Blick auf Europa bemerkt man, dass gerade Länder wie Spanien und Italien, wo Sozialleistungen schwer zugänglich sind, repräsentativ für intergenerationelle Unterstützungssysteme sind und die jungen Erwachsenen lange in der Familie verbleiben. Somit wird der länger dauernde Berufseinstieg vereinfacht und Existenzgründungen ermöglicht (vgl. Walther et al. 1997, S. 249). Die „familia lunga“, die das lange Zusammenleben mit der Herkunftsfamilie bezeichnet, ist im italienischen

Kontext allerdings nur eine stärkere Ausprägung eines bereits vertrauten Phänomens und nicht wie in anderen Ländern Europas eine aktuelle Entwicklung (vgl. Guerra/Morgagni 1996, S. 169f.).

Das gemeinsame Leben funktioniert aufgrund hoher Wertschätzung der Herkunftsfamilie und aufgrund von Abmachungen, dass nicht interveniert wird (vgl. ebd., S. 175). Dennoch kann nicht ausgeschlossen werden, dass das längere Zurückgreifen auf Hilfeleistungen von der Familie die Harmonie erzwingt und das ganze System irgendwann zusammenbricht (vgl. Walther et al. 1997, S. 249). Dass die Generationen heute verglichen mit früheren Generationen auf lebensweltlicher Ebene einander näher sind, begünstigt dennoch das Funktionieren dieser Systeme. Ein Grund dafür, dass die jungen Erwachsenen zu großen Teilen auf familiäre Bindungen hohen Wert legen (vgl. Stauber 2007, S. 133), ist der heutzutage in den Familien der jungen Erwachsenen häufig gepflegte verhandelnde Kommunikationsstil, der dem autoritativen vorgezogen wird (vgl. Peters/du Bois-Reymond 1996, S. 103).

Im Projekt FATE wurde allerdings deutlich, dass die Familien der jungen Erwachsenen in Westdeutschland sich selbst gerne als zeitgerechte, verhandelnde Familie sehen, die Hilfeleistungen durch die Eltern aber sehr wohl an Bedingungen geknüpft sind und auf Entschlüsse der Kinder mit Sanktionen, auch positiven, reagiert wird (vgl. Stauber 2007, S 138).

2.4.2.4 Konflikte und deren Bewältigung

Der Wunsch nach fortdauernden familiären Beziehungen lässt sich nicht immer verwirklichen, da die längeren Übergänge auch häufig Konflikte implizieren (vgl. ebd., S. 133). Im Zentrum der Konflikte innerhalb der Familie stehen heute nicht mehr die Erziehungsfragen, sondern die schulischen Anforderungen und die ausgedehnte, länger andauernde Ausbildung. Der Generationenkonflikt ist also mit außerfamiliären Konditionen verbunden (vgl. Böhnisch/Münchmeier 1989, S. 53).

Aus dem höheren Alter der jungen Erwachsenen resultiert sowohl von Seiten der jungen Frauen und Männer wie auch seitens der Eltern der Wunsch nach einer erwachsenen Beziehung miteinander, woraus sich neue Formen der Konfliktbewältigung ergeben. Harmonieerhaltung – teilweise auch erzwungene Einigkeit – und aktives

Auseinandersetzen mit Konflikten sind als Bewältigungsstrategien aufzufassen und fließen beide gleichzeitig in die Beziehungsgestaltung ein, wodurch die Beziehungen bewahrt werden sollen. Daran wird auch die Ambivalenz der Beziehungen zwischen den Generationen bemerkbar (vgl. Stauber 2007, S. 140ff.).

Damit die elterlichen Leistungen positiv erlebt werden können, ist es nach den Ergebnissen von FATE zentral, dass die Unterstützung nicht nur einen Übergangsbereich betrifft, sondern vielseitiger ist, dass den jungen Erwachsenen Freiheit sowie Vertrauen entgegengebracht wird und dass die Unterstützung auch in herausfordernden Lebenssituationen vorhanden ist (vgl. ebd., S. 140).

2.4.3 Soziale Netzwerke: Netzwerkorientierung

Soziale Netzwerke haben in der gesamten Entwicklung eines Menschen eine besondere Bedeutung (vgl. Lang 2005, S. 41). Im Zusammenhang mit diesen mittlerweile komplizierteren Übergängen nimmt auch die Wichtigkeit sozialer Bezüge zu. Es mangelt an Hilfeleistung bei grundlegenden Fragen der Orientierung, denn Institutionen, wie Schule oder Berufsberatung, können diese Hilfe nicht immer bieten und auch die Eltern sind damit überfordert (vgl. Stauber et al. 2007, S. 9). Daher gewinnen informelle Netzwerke an Bedeutung. Das verdeutlicht auch die Wichtigkeit der Kompetenz solche Netzwerke zu finden, aufzubauen oder zu nutzen (vgl. Pohl et al. 2005, S. 309). Keupp (vgl. 1997, S. 19) ist der Ansicht, dass der Grundstock der immer da gewesenen Beziehungen kleiner wird und stattdessen die Bezüge in Vordergrund treten, die selbst aufgebaut und gepflegt werden.

2.4.3.1 Arten von Netzwerken

Axel Pohl, Barbara Stauber und Andreas Walther definieren „informelle Netzwerke“ als *„Geflecht aus sozialen Beziehungen, auf die eine Person in der Bewältigung von Biografie und Alltag zurückgreifen kann“* (Pohl et al. 2005, S. 302).

Diese Netzwerke können einen sozial-emotionalen Bezug haben oder ausschließlich instrumentell sein. Sie sind also heterogen, aber die Individuen können bei Bedarf an

Unterstützung auf sie zurückgreifen (vgl. ebd., S. 302). Eigenheiten der persönlichen, ich-bezogenen Beziehungen können aus den Eigenschaften der einzelnen Personen abgeleitet werden, während die eher veränderbaren Netzwerke im Zusammenhang mit speziellen Lebenslagen und deren Anforderungen stehen. Die Netzwerkkonstellationen spiegeln also die Lebensphasen wider und lassen sich teilweise aus deren spezifischen Anforderungen erklären (vgl. Lang 2005, S. 49).

Unterschiedliche Arten von Netzwerken sind nützlich, da dadurch unterschiedliche Unterstützungsformen aktiviert werden können. Es gibt Netzwerkbeziehungen, die sich zum Beispiel durch emotionale Nähe auszeichnen und andere, die auf gleichen Ideen basieren und Kooperationen ermöglichen. Manchmal werden Bindungen zu Menschen aufgebaut, die einfach „zur richtigen Zeit am richtigen Ort“ sind und in passender Form unterstützen. Die diversen Netzwerkbeziehungen haben also auch verschiedene Qualitäten. Heterogene Netzwerke bieten heterogene Ressourcen. Jugendkulturelle Bezüge dienen dem Informationsaustausch und der gegenseitigen Hilfestellung. Die Freunde geben ein Gefühl der Geborgenheit und Zugehörigkeit und machen Mut. Eltern managen häufig die Verfügbarkeit ökonomischer Ressourcen. Ein bedeutsames Kriterium der Netzwerke mit Potenzial ist, dass diese auch Beziehungen inkludieren, die den jungen Erwachsenen bei Entscheidungen Autonomie vermitteln und für die Entscheidungen Anerkennung entgegenbringen. Diese Funktion wird vorwiegend noch von den Eltern übernommen, jedoch kann bei Bedarf auch zum Beispiel eine professionelle Bezugsperson als diese Vertrauensperson fungieren (vgl. Pohl et al. 2005, S. 308ff.).

2.4.3.2 Aufbau und Wahren der Netzwerke

Die diversen Sozialbeziehungen sind dahingehend unterschiedlich, dass innerhalb verschiedener Beziehungen Verschiedenes erwartet werden kann (vgl. Lang 2005, S. 53). Vor allem bei emotional relevanten Netzwerken kommt es vor, dass diese mit Reziprozitätserwartungen einhergehen, andere erlauben einen Aufbau, der Strategien folgt, und auch die Pflege dieser Bezüge geschieht strategisch (vgl. Pohl et al. 2005, S. 308f.).

Um über ein möglichst heterogenes Netzwerk zu verfügen, ist Offenheit gefragt. Nur wenn Berührungspunkte zu „Fremden“ abgebaut werden, können Netzwerke über

jugendkulturelle Szenen und enge sozialräumliche Einschränkungen hinaus aufgebaut werden (vgl. ebd., S. 308f.). Soziale Netzwerke verlangen in der heutigen Zeit oftmalige Neukonstruktionen, da sich auch die Lebensbedingungen öfter ändern, wie zum Beispiel im Falle eines Wohnortwechsels. Zum anderen ist Anpassung für die Pflege und den Fortbestand der Netzwerke in einer mobilen und individualisierten Gesellschaft erforderlich, wie der Gebrauch neuerer Kommunikationsformen (vgl. Schröder 1996, S. 151).

„TrendsetterInnen“, das sind junge Erwachsene, die sich für einen außergewöhnlichen beruflichen Weg entschieden oder eine Existenzgründung riskiert haben, also sich schon etwas aufgebaut haben, verstehen es gut, Institutionen im Sinne von Kontakten strategisch zu verwenden. Ein Weiterkommen durch die „richtigen Leute“ funktioniert eben häufig aufgrund der Distanz in der Beziehung (vgl. Pohl et al. 2005, S. 306ff.).

Das YOYO-Projekt kommt zu dem Ergebnis, dass jungen Erwachsenen, auch wenn ausschließlich die „TrendsetterInnen“ betrachtet werden, herkunftsbedingt sehr unterschiedliche Netzwerkressourcen zur Verfügung stehen. Daher wird der Aufbau von und der Umgang mit Netzwerken zu einer wichtigen Kompetenz. Bei allen befragten „TrendsetterInnen“ konnten eine aktive Haltung und folglich sozial und räumlich ausgeweitete, heterogene Netzwerkbeziehungen bemerkt werden.

Ein Selbstkonzept als starke Persönlichkeit, die gleichzeitig von anderen abhängig ist, stellt eine bedeutsame Grundlage für die Entwicklung der Netzwerke dar. Außerdem hilft diese Grundhaltung bei Rückschlägen, denn die jungen Erwachsenen bekommen das Gefühl, dass sie bei Rückschlägen ein Netz auffängt und sie immer wieder neu beginnen können.

Den interviewten „TrendsetterInnen“ des YOYO-Projektes war ihre Angewiesenheit auf ihre Kontakte sehr klar. Die Befragten nahmen die eigene Leistung und auch die der Netzwerke wahr. Sie haben einen Mittelweg zwischen eigener Gestaltung und Angewiesenheit gefunden (vgl. ebd., S. 307ff.).

2.4.3.3 Sozialpädagogisch initiierte Netzwerke am Beispiel „Münchener Atelier“

Im „Münchener Atelier“, einer Ausbildungswerkstatt zur Damenschneiderin für junge Frauen und Mädchen, das im Rahmen des YOYO-Projektes genauer betrachtet wurde, existiert bereits eine starke Netzwerkorientierung. Neben dem Erwerb eines zertifizierten Ausbildungsabschlusses werden nützliche Kontakte aktiviert. Starke Integration in die Arbeitswelt ermöglicht es brauchbare Kontakte zu potenziellen ArbeitgeberInnen aufzubauen. Hinzu kommt, dass Absolventinnen des Projektes über ein „Gesellinnennetzwerk“ mit dem Münchener Atelier verbunden bleiben, Einstiegsmöglichkeiten bieten und einfach als Netzwerkressource weiterbestehen. Das „Gesellinnennetzwerk“ dient als Informationsplattform für verfügbare Jobs und Lehrstellen und zu deren Vermittlung sowie dem Austausch von Erfahrungen. Die Unterstützungsmaßnahme endet also nicht mit dem Ausbildungsabschluss (vgl. Pohl et al. 2005, S. 305ff.). Darüber hinaus stellen die Ehemaligen „role models“ für die jungen Frauen dar, die ihnen Lebenswege aufzeigen, die vorher nicht gangbar aussahen (vgl. Pohl et al. 2006, S. 193).

Das Münchener Atelier ist also ein Beispiel für die professionell unterstützte Erschließung neuer weiträumiger Kontakte, Informationen und Optionen. Um diese Netzwerke nutzen zu können, bedarf es des Gefühls der Zugehörigkeit. Dazu muss ein Sinn in Gruppenbezügen erkannt oder durch positive Erfahrungen entfaltet werden (vgl. Pohl et al. 2005, S. 321ff.).

Im Münchener Atelier wird Zugehörigkeit durch starke Partizipation entwickelt. Die Klientinnen werden in Entscheidungen des Projektalltages einbezogen, wodurch das Projekt zur Angelegenheit der Adressatinnen selbst wird und diese sich zugehörig fühlen. Das Gefühl der Zugehörigkeit wird als Ergebnis eines Lernprozesses angesehen, der nicht immer unproblematisch ist und auch die Bewältigung von Rückschlägen erfordert. Von besonderer Bedeutung ist, dass die Gruppe sich nicht versperrt und dass der Zusammenhalt zur Öffnung der Gruppe beiträgt. Hier ist die kleine Anzahl der Auszubildenden eines Jahrgangs verbunden mit den Absolventinnen, also eine kleine Gruppe mit der größeren vernetzt. Es werden gleichzeitig ein geschützter Raum und die Öffnung zum Arbeitsleben, zur realisierbaren Zukunft erlebt.

Die Fähigkeiten zum Aufbau von und Umgang mit Netzwerken wird nicht gelehrt oder geübt, sondern im Sinne von „learning by doing“ durch informelle Lernprozesse angeeignet.

Netzwerkkompetenzen stehen im Zusammenhang mit Solidarität. Im Münchner Atelier erweist sich diese Solidarität auch für die Absolventinnen als handlungsweisend. Durch das Gesellinnennetzwerk sehen und nutzen sie die Möglichkeit sich zu revanchieren, obwohl die Reziprozitätsleistung nicht gefordert wird und auch von den Ehemaligen nicht als Zwang empfunden wird. Die Reziprozität wird als Lernprozess angesehen. Zusätzlich zeigt sich auch ein unmittelbar nachvollziehbarer Nutzen bezüglich der Teilnahme am Netzwerk, nämlich die kompetente Beratung, die gerade diesen jungen Frauen oft verwehrt blieb. Das Beratungssystem ist mit professioneller Hilfestellung selbstorganisiert und dient dadurch der Erweiterung der Netzwerkkompetenz (vgl. ebd., S. 317ff.).

2.5 Neue Unterstützung im Übergang

Die angestiegenen Bedingungen für ein Gelingen der Übergänge sowie ihre zunehmende Unkalkulierbarkeit manifestieren sich in einem erhöhten Unterstützungsbedarf der jungen Erwachsenen (vgl. Pohl et al. 2007, S. 227).

In Europa wird sehr verschieden auf die längere Jugendphase und die neue Gruppe der jungen Erwachsenen eingegangen. Die Sozialgesetzgebung variiert sehr stark. So kommen in Zentraleuropa vielfach Ausbildungs-, Weiterbildungs- und Umschulungsprogramme sowie Anpassungen bezüglich der Jugendgesetzgebung (vgl. Walther et al. 1997, S. 247f.) – zum Beispiel Berücksichtigung der jungen Erwachsenen im Kinder- und Jugendhilfegesetzes in Österreich (vgl. Bundesministerium für Gesundheit, Familie und Jugend 2009, S. 8) – zum Einsatz. Derartige Programme und Gesetzgebungen sind für die Selbständigkeit der jungen Erwachsenen allerdings nicht förderlich und diktiert ihnen Selbstkonzepte, meist als Jugendliche. Die jungen Frauen und Männer bleiben dadurch eher fremdbestimmt und fühlen sich einem Druck zur „Normalität“ ausgesetzt. Teilweise entwickeln die jungen Erwachsenen allerdings ihre selbstbestimmten, eigenen „Normalitäten“ und erzielen soziale Integration durch individuelle Integrationsstrukturen (vgl. Walther et al. 1997, S. 248). Barbara Stauber

(1996 zit. n. Walther et al. 1997, S. 248) beschreibt alleinerziehende, junge Mütter, die Angebote des Sozialamtes in Anspruch nehmen, diese aber zum Entwickeln von Selbsthilfenetzwerken verwenden.

2.5.1 Übergangsregimes

Laut einer Typologie von Übergangsregimes, die unterschiedliche Verbindungen von sozioökonomischen, institutionellen und kulturellen Strukturen aufzeigt, kann Kontinentaleuropa dem „*erwerbszentrierten Übergangsregime*“ zugeordnet werden, das durch die Kombination eines selektiven Schulsystems mit einem standardisierten Berufsbildungssystem charakterisiert ist. Darauf basierend erfolgt eine Spaltung in Normalarbeitsverhältnisse – entsprechend der männlichen Normalbiografie – und in prekäre Arbeitsverhältnisse. Missglückt der Übergang in ein Normalarbeitsverhältnis, wird dies als individuelle Verantwortung interpretiert (vgl. Walther/Stauber 2007, S. 26f.). Diesen jungen Frauen und Männern werden individuelle Defizite zugeschrieben und dementsprechend haben sie keinen Anspruch auf eine Karriere, mit der sie sich selbst gut identifizieren können (vgl. Pohl et al. 2006, S. 195). Vielfach wird versucht, die sogenannten Defizite dieser jungen Frauen und Männer durch Maßnahmen der Jugendberufshilfe auszugleichen. Der starke Druck zur Normalität begrenzt den biografischen Freiraum und macht es schwierig, Motivation, die für den Entwurf der persönlichen Übergänge notwendig ist, aufzubauen oder beizubehalten. Die Orientierung der Institutionen am Normallebenslauf drängt die jungen Erwachsenen immer mehr zur Inanspruchnahme informeller Unterstützung bei der Konstruktion und Bewältigung der Übergänge (vgl. Pohl et al. 2007, S. 228ff.). Die jungen Erwachsenen ersetzen die formelle Beratung häufig durch informelle, wie jugendkulturelle Lernsettings. Das wiederum fördert soziale Ungleichheit: Wer über gute Bildungsvoraussetzungen und gute herkunftsbedingte Ressourcen verfügt, kann seine Lebenschancen noch durch informelle Netzwerke verbessern. Bei Personen mit schlechteren Bildungskonditionen wirken die Netzwerke nicht nur unterstützend, sondern teilweise auch ausschließend (vgl. Pohl et al. 2006, S. 188ff.).

Neben diesem Regime lassen sich in Postindustriellen Gesellschaften beziehungsweise westlichen Industrieländern noch drei weitere Typen unterscheiden:

Skandinavische Länder folgen einem „*universalistischen Übergangsregime*“, das sich

durch soziale Sicherung für alle Volljährigen auszeichnet, was auch ein generelles Bildungsgeld für die erste Ausbildung inkludiert. Benachteiligung wird als in individueller Verantwortung liegend angesehen, aber es wird durch flexible Unterstützung und durch mehr Zugangsmöglichkeiten ins traditionelle Übergangssystem strukturell darauf reagiert. Die Beratung legt den Fokus auf die Förderung intrinsischer Motivation und subjektiver Lebensplanung. Die jungen Erwachsenen dieses Regimetyps verfügen über viele Wahlmöglichkeiten und werden geradezu gefördert (vgl. Walther/Stauber 2007, S. 25f.).

Das „*liberale Übergangsregime*“ findet man vor allem im angelsächsischen Raum. Von der Jugend wird früh ökonomische Autonomie erwartet. Zugang zu Sozialhilfe haben junge Frauen und Männer ab 18 Jahren, diese fällt allerdings niedrig aus und ist mit strengen Pflichten verbunden. Benachteiligung wird als mangelnde Bereitschaft zur Arbeit gedeutet und Aktivierung erfolgt hauptsächlich durch Sanktionen. Allerdings werden viele Wahlmöglichkeiten eröffnet, in erster Linie wegen dem Bildungssystem, das in Module gegliedert ist. Der Arbeitsmarkt ist auch für Frauen gut zugänglich, jedoch sind die Beschäftigungsverhältnisse prekär.

Das „*unterinstitutionalisierte Übergangsregime*“ beschreibt den südeuropäischen Kontext, in dem junge Erwachsene aufgrund einer mangelnden Berufsausbildung und eines Arbeitsmarktes, der in Bezug auf Alter, Geschlecht und Region stark segmentiert ist, mit langem Warten, hoher Jugendarbeitslosigkeit und informeller Arbeit konfrontiert werden. Die Abhängigkeit von der Herkunftsfamilie ist in südeuropäischen Ländern sehr hoch, da kein Zugang zu Sozialleistungen besteht. Positive Seiten dieses Mangels an Strukturen sind, dass die jungen Frauen und Männer keine Stigmatisierung durch Maßnahmen erleben und Raum zum individuellen Experimentieren geschaffen wird (vgl. ebd., S. 26f.).

Für ein besseres Verständnis der Übergangssituationen ist es von Vorteil, die gesellschaftlich-politische Situation in den Blick zu nehmen. Ein internationaler oder europäischer Vergleich dient dazu, scheinbar gegebene Normalitäten zu identifizieren und ihre Wandelbarkeit zu betonen.

2.5.2 Die Sicht der jungen Erwachsenen

Es ist naheliegend, dass junge Erwachsene in Zentraleuropa die Bildungs- und Unterstützungsangebote nur sehr begrenzt als hilfreich ansehen. Berufsberatung und Arbeitsamt werden als bürokratieorientiert und überfordert wahrgenommen sowie die individuellen Bedürfnisse und Neigungen ignorierend. Die jungen Erwachsenen stehen den Institutionen also sehr misstrauisch gegenüber und nehmen die institutionelle Hilfe als unzuverlässig und unzulänglich wahr (vgl. Pohl et al. 2005, S. 314ff.). Junge Erwachsene deuten Wünsche nach Bildung und Unterstützung an, allerdings sind für sie passende Leistungen schwer auffindbar. Häufig sind sie zu jung beziehungsweise zu alt für das Angebot oder dieses orientiert sich nicht an der Gleichzeitigkeit von Bildungs-, Arbeits- und Familienphasen (vgl. Walther et al. 1997, S. 247).

Bei diesem negativen Bild sollte aber nicht außer Acht gelassen werden, dass manche Projekte auch positive Resonanz erfuhren. Es sind auch Projekte dokumentiert, in denen eine Vertrauensbeziehung aufgebaut werden konnte, die jungen Erwachsenen über ihr eigenes Leben bestimmten und auch in Entscheidungen, die das Projekt betrafen, einbezogen wurden. Allerdings stoßen Projekte auch an strukturelle Grenzen: Kompetenzen, die zum Beispiel im Zuge der Jugendarbeit erworben werden, sind öffentlich nicht anerkannt und finden am Ausbildungs- und Arbeitsmarkt zu wenig Würdigung. Beschäftigungsprojekte und Projekte im Bereich der Berufsbildung müssen häufig strikten Richtlinien folgen, die häufig die partizipativen Möglichkeiten eingrenzen (vgl. Pohl et al. 2006, S. 195f.).

2.5.3 Wie sollte die Unterstützung aussehen?

Ist eine Individualisierung des Übergangs von der Jugend zum Erwachsenenstatus anzunehmen, mit der bestimmte Anforderungen einhergehen, ist anzunehmen, dass die jungen Erwachsenen sich und anderen ständig ihre Kompetenzen, ihre Autonomie und ihre gute Orientierung beweisen (müssen) und ist davon auszugehen, dass die jungen Erwachsenen ihre Übergänge selbständig gestalten wollen und müssen, dann erweist sich institutionelle und informelle Unterstützung nur dann als adäquat, wenn diese Anforderungen erkannt und anerkannt werden (vgl. Pohl et al. 2007, S. 236).

Obwohl Bildung und Erwerbstätigkeit einen hohen Stellenwert für soziale Integration

einnehmen, müssen sie trotzdem mit Erfordernissen der anderen Teilbereiche des Übergangs korrespondieren. Für die Institutionen bedeutet das, dass bei einer gelungenen sozialpädagogischen Unterstützung der jungen Erwachsenen die Institutionen kooperieren, die Unterstützung auf die Lebensentwürfe und Ressourcen der Individuen bezogen ist und diese nicht durch normalbiografische Vorschriften eingeschränkt werden (vgl. Stauber/Walther 2002, S. 113).

Wenn „Yoyo-Übergänge“ nur zu einem geringen Teil freiwillig, zumeist aber strukturell bedingt sind, erfolgt Unterstützung dadurch, dass Selbstbestimmung gefördert und Druck vermindert wird. Partizipation, verstanden als Selbstbestimmung, stellt eine zentrale Voraussetzung für adäquate Unterstützung dar. Jungen Erwachsenen sollen gleiche Chancen im Bezug auf Selbstbestimmung zukommen. Außerdem soll die Partizipation die jungen Menschen zum Engagement für die eigene Übergangsgestaltung motivieren (vgl. Pohl et al. 2007, S. 233ff.). Junge Frauen und Männer haben oft klare Vorstellungen davon, welche Art der Unterstützung für ihre Lebensentwürfe hilfreich ist und sollen ein Recht bekommen die Unterstützungsleistung mitzugestalten (vgl. Stauber/Walther 2002, S. 134). In diesem Sinne entscheiden die jungen Erwachsenen selbst, ob und an welchen Maßnahmen sie teilnehmen möchten, wozu es verschiedener Wahlmöglichkeiten bedarf. Die Unterstützungsprozesse sollten ergebnisoffen ablaufen und die jungen Erwachsenen nicht in vorgegebene Richtungen drängen, die meist Karrieren mit niedrigem Status vorsehen. Um die jungen Menschen in passender Weise zu fördern, sollten ihnen Gelegenheiten zum Experimentieren ermöglicht werden, damit sie sich im Umgang mit Verantwortung für die eigenen Projekte üben können ohne die Unterstützung dabei zu verlieren. Dafür ist es notwendig, die Lebensentwürfe der jungen Frauen und Männer anzuerkennen und diese nicht auf Defizite zu reduzieren und somit die Einschränkung ihrer Ansprüche zu rechtfertigen. Vertrauensbeziehungen mit professionellen SozialpädagogInnen kommt dabei eine besondere Bedeutung zu, da es den institutionell Unterstützten leichter gemacht wird, sich für die Orientierungsprozesse zu öffnen. Somit wird vermieden, dass die jungen Menschen übermäßigen Normalisierungsdruck verspüren und daher auch ein überwiegend strategisches Verhalten aufweisen. Das schließt auch Kontroversen zwischen einzelnen jungen Erwachsenen und Institutionen mitein (vgl. Pohl et al. 2007, S. 233f.).

Eine zeitgerechte Sozialpädagogik leistet nicht nur bei formalem Scheitern der Übergänge Unterstützung, sondern bietet allgemeine ausnahmslose Unterstützung. Eine

auf den Übergang konzentrierte Sozialpädagogik hätte somit eine ausgeweitete Zielgruppe, die alle (jungen) Erwachsenen und nicht nur die sogenannten „Benachteiligten“ einschließt. Das gestattet aber durchaus, dass manche junge Frauen und Männer mehr Unterstützung bekommen, wie beispielsweise in Form von länger andauernder Beratung, zusätzlicher Bildung oder finanzieller Hilfe. Ungleichheiten werden nicht herangezogen, um zwischen „normal“ und „abweichend“ zu differenzieren und damit Stigmatisierungen zu stärken. Eine „Sozialpädagogik des Übergangs“ konzentriert sich weniger auf die individuellen Defizite der „Benachteiligten“ als auf die sozialen und institutionellen Prozesse, die zu individuellen Zuschreibungen des Scheiterns führen. Derartige Unterstützung bezieht sich nicht nur auf die Bewältigung problematischer Übergänge sondern auch auf die Entwicklung von Kompetenzen, die für die Gestaltung der Übergänge wichtig sind (vgl. ebd., S. 230ff.).

Werden die Methoden in den Blick genommen, bekommen in einer übergangsbezogenen Sozialpädagogik Beratung und konstante Begleitung gegenüber berufsvorbereitenden und teilqualifizierenden Maßnahmen stärkere Gewichtung (vgl. ebd., S. 233). Ein Appell an die Sozialpädagogik ist, dass sie jungen Erwachsenen hilft, Netzwerke zwischen der Familie, dem Freundeskreis, dem Arbeitsmarkt und staatlichen Institutionen aufzubauen. Die Netzwerke sollen Milieus bezeichnen, auf Basis derer sich Lebensentwürfe entwickeln lassen, die dort Anerkennung finden und eine Zukunftsaussicht erhalten (vgl. Stauber/Walther 2002, S. 137).

Netzwerkbildung stellt einen brauchbaren Bestandteil für sozialpädagogische Unterstützung im Übergang dar, weil die Stärkung der persönlichen Handlungsfähigkeit vordergründig ist. Netzwerke haben eine große sozialräumliche Relevanz, da durch sie Sozialräume ausgedehnt, neue zugänglich gemacht und die Lebensqualität dort verbessert werden soll (vgl. Pohl et al. 2005, S. 322ff.).

2.6 Regionen und Lebensentwürfe

Regionen entscheiden mit über die Lebenssituationen der jungen Erwachsenen. Handlungsspielräume und Zugänglichkeit zu essentiellen Ressourcen werden durch regionale Räume geprägt. Die Region kann so beschaffen sein, dass dort ein Klima gemäß den Lebenssituationen und Bedürfnissen der jungen Frauen und Männer vorherrscht oder eben nicht (vgl. Walther et al. 1997, S. 250).

Zusätzlich können die Individuen die Strukturen der Region durch ihr Handeln und ihre Anforderungen umwandeln und so das Klima mitgestalten. Das kann zum Beispiel realisiert werden, indem regionale Traditionen herangezogen werden und in neue kulturelle Zusammenhänge gebracht werden, indem Wissen über die spezielle regionale Beschaffenheit zum Finden profitabler Grau- und Schwarzarbeit eingesetzt wird oder indem durch politisches Engagement die Region bereichert wird. Die Individuen können Verbindungen zwischen der Region und dem eigenen Leben schaffen und so soziale Netzwerke, Beziehungen und Beständigkeiten aufbauen, die sich positiv auf die Lebensqualität auswirken. Die jüngere Generation ist dazu besonders gut geeignet, weil trotz steigender Mobilität ihre Familien oder andere Faktoren sie noch immer an die Region binden und sie außerdem über mehr innovative Ideen verfügen als die Älteren. Im positiven Sinn kann die Region als Netzwerk und Ressource verstanden und genutzt werden, im negativen Sinn als Lebensraum, in dem man festsetzt (vgl. ebd., S. 250f.).

3 Mobilität junger Erwachsener

In der heutigen Gesellschaft wird von den Menschen Mobilität und starke Mobilitätsbereitschaft erwartet, gerade von Seiten der Wirtschaft (vgl. Schneider et al. 2002, S. 13ff.). Globale Märkte fordern international tätige, mobile AkteurInnen (vgl. Tully/Baier 2006, S. 18). Speziell beruflich bedingte Mobilität steigt aufgrund der gewandelten Strukturen am Arbeitsmarkt. Während diese Form der Mobilität früher nur ausgewählte Berufsgruppen betraf, stellt sie heute eine Anforderung an große Teile der Gesellschaft dar. Wer nicht mobil ist, gilt als wenig engagiert für die eigene berufliche Karriere. Bei mangelnder Bereitschaft oder mangelndem Vermögen zur Mobilität zählt man rasch zu den VerliererInnen im Wettkampf um den beruflichen Erfolg (vgl. Schneider et al. 2002, S. 13ff.).

Im Zuge der Industrialisierung wurde die berufsbedingte Mobilität vorangetrieben (vgl. ebd., S. 17) und gleichzeitig ist ohne Mobilität die Industrialisierung nicht denkbar. Wohnung und Arbeit wurden zu zwei getrennten Bereichen. Die Menschen wanderten vom Land in die Städte beziehungsweise Industriezentren ab, um ihren Lebensstandard zu erhöhen, wodurch die Städte größer wurden. Ortsbezüge und Funktionen differenzierten sich neben der Separation von Wohnen und Arbeit weiter aus. So wurden

auch beispielsweise Arbeit und Bildung getrennt, was weitere Mobilität förderte. Neben Pendlermobilität etablierte sich also auch Ausbildungsmobilität. Es ist erkennbar, dass Mobilität selbstbezüglich ist, denn sie erzeugt Veränderung, die weitere Mobilität produziert (vgl. Tully/Baier 2006, S. 15).

Heute zeichnet sich ein weiterer bedeutsamer Wandel ab. Die Fortschritte in der Informationstechnik erlauben wieder eine Vereinigung der Bereiche Arbeit und Wohnen, was aber die Mobilität nicht vermindert (vgl. ebd., S. 15).

Bezeichnet Mobilität ein Grundbedürfnis der Menschen? Viele Menschen wünschen sich das Vermögen und die Möglichkeit mobil zu sein. Andere verzichten aber gerne auf Mobilität und empfinden sie teilweise sogar als beschwerlich. Mittlerweile ist bereits kritisch zu betrachten, wie viel Mobilität notwendig und zumutbar ist. Verstärkte beruflich-räumliche Mobilität stellt für die Betroffenen durchaus eine Belastung dar. In diesem Fall ist Mobilität eher gegensätzlich zu einem Grundbedürfnis aufzufassen. Mobilität beinhaltet also Chancen und Risiken (vgl. Schneider et al. 2002, S. 42f.), bedeutet Freiheit, aber auch Anforderlichkeit (vgl. Tully/Baier 2006, S. 26).

Die Adjektive „frei“ und „ungebunden“ werden in der Gesellschaft den jungen Frauen und Männern zugeschrieben und sind speziell für die Lebensphase der jungen Erwachsenen anerkannt. Im Verlauf der Geschichte wandelte sich die Bewertung der Mobilität grundlegend von gefährlich und wenig angesehen bis zur positiven Assoziation mit Selbstbestimmung, Freiheit und neuen Lebenschancen. Sesshaftigkeit dagegen wird mit Stagnation, aber auch mit Sicherheit gleichgesetzt (vgl. Schneider et al. 2002, S. 14ff.). In der heutigen Zeit ist das Bild des immobilen Menschen ein negatives. Diese Menschen weisen nicht nur eine Ortsgebundenheit auf, sondern es werden ihnen auch mangelnde Kreativität und geistige Immobilität unterstellt. Der moderne Mensch ist mobil (vgl. Tully/Baier 2006, S. 28). Mit zunehmender Mobilität wächst aber nicht nur die Freiheit, sondern es nehmen auch die Zwänge zu, gerade im Kontext von Ausbildung und Beruf. Um die Karriere voranzutreiben ist Mobilität erforderlich und beinhaltet somit Aspekte von Fremdbestimmtheit (vgl. Schneider et al. 2002, S. 14ff.).

3.1 Bleiben oder abwandern?

3.1.1 Objektive Merkmale des Raumes – „harte Faktoren“

Räumliche Mobilitätsbereitschaft hängt diesem Konzept nach vom Zusammenspiel mehrerer Faktoren ab: von Eigenschaften der Herkunfts- und Zielregionen, von sozialen Aufstiegsmöglichkeiten beziehungsweise Abstiegsrisiken und von individuellen Merkmalen wie Alter und Bildung. Wird eine Entscheidung über Bleiben oder Abwandern getroffen, werden Herkunfts- und Zielregion einem Vergleich unterzogen. Wenn man abwandern will, weist die Herkunftsregion ablehnende Strukturen auf, die Zielregion hingegen attraktive (vgl. Schneider et al. 2002, S. 25ff.).

Im Sinne des wanderungstheoretischen Ansatzes von Meusbürger (vgl. 1998, S. 378) wird das Wanderungsverhalten primär durch das Qualifikationsniveau begründet. Wirtschaftszentren bieten Aussichten auf qualifizierte Tätigkeiten, weshalb Höhergebildete mobil sein müssen, wenn sie eine Tätigkeit ausüben wollen, die ihrem Qualifikationsniveau entspricht. Mit niedrigem oder mittlerem Bildungsniveau ist es in fast allen Regionen möglich einen entsprechenden Job zu finden, während der Arbeitsmarkt für SpezialistInnen mit hohen Bildungsabschlüssen überregional ist. Mobilitätsanforderungen entstehen nicht nur im Zuge einer speziellen Karriereorientierung, sondern auch durch Wandlungen des Arbeitsmarktes und der Arbeitsverhältnisse. Befristete Beschäftigungsverhältnisse machen eine oftmalige Beschäftigungssuche notwendig und diese Arbeitsstellen sind häufig nicht in der eigenen Wohngegend gelegen (vgl. Schneider et al. 2002, S. 23ff.).

Der derzeitige Arbeitsmarkt erfordert besonders von BerufseinsteigerInnen erhöhte Mobilität. Wohnortwechsel sind häufig eine Notwendigkeit für die Ausbildung, den Start ins Erwerbsleben und die berufliche Karriere (vgl. Chilla 2008, S. 260f.). Ist die Konsequenz einer mangelnden Mobilitätsbereitschaft eine ungeeignete Ausbildung, bewegen sich die jungen Frauen und Männer auf eine prekäre Erwerbsbiografie zu (vgl. Friedel et al. 2003, S. 6). Mit einer zunehmenden Erosion der Normalarbeitsverhältnisse werden auch langfristige Bindungen an einen Arbeitsort unwahrscheinlich (vgl. Tully/Baier 2006, S. 21f.).

Aus Sicht der Sozialökonomie werden Wanderungsentscheidungen also durch die Arbeit und durch ökonomische Anreize motiviert, die aufgrund der unterschiedlichen regionalen

Arbeitsmarktstrukturen entstehen. Die Beschaffenheit des regionalen Arbeitsmarktes prägt somit die Attraktivität einer Region entscheidend (vgl. Kräußlich/Staudinger 2006, S. 15). An diesem Ansatz lässt sich bemängeln, dass die Wahl über Abwanderung und Verbleib als stark von außen bestimmt angesehen werden (vgl. Chilla 2008, S. 264). Im Sinne der Rational-Choice-Theorien sind die Entscheidungen von externen Faktoren bestimmt und basieren auf einer Kosten-Nutzen-Kalkulation. Die Kritik daran ist, dass die Menschen aber nicht ausschließlich gewinnmaximierend denken und ihnen auch nicht alle ihre Möglichkeiten bewusst sind, was aber eine Voraussetzung für rationale und objektive Entscheidungen wäre (vgl. Tully/Baier 2006, S. 81f.).

3.1.2 Ortsbindung - „weiche Faktoren“

Mobilitätsentscheidungen sind stark von gesellschaftlichen Strukturen geprägt, aber nicht ausschließlich durch sie bedingt (vgl. Schneider et al. 2002, S. 35). Wohnpsychologische Beiträge beziehen sich häufig auf das Konzept der Ortsbindung, womit die „emotionale Bindung an das Zuhause“ gemeint ist (Kaiser 1993, S. 73f.). Eine Bindung an den Wohnort kann räumlich sein und sich auf die Wohnung oder landschaftliche Charakteristika beziehen. Sie kann aber auch sozial sein und soziale Bezüge betreffen (vgl. Schneider 1999a, S. 248). Das Modell der Ortsbindung streicht das Bedürfnis des Bleibens in einer Region heraus (vgl. Chilla 2008, S. 264). Die Fluchtthese besagt, dass Menschen aufgrund fehlender Ortsbindung mobil werden (vgl. Kaiser 1993, S. 25ff.).

Diesem Ansatz nach ist zu vermuten, dass eine sehr ortsgebundene Person eher einem Lebensentwurf folgen würde, der keine oder kleinräumige Mobilitätsanforderungen aufweist. Sie kann etwa einen Beruf anstreben, der in der Region erlernt und ausgeübt werden kann (vgl. Schneider et al. 2002, S. 83). Eine starke Ortsbindung legt also Immobilität nahe. Nach Schneider ist jedoch, zumindest im Bezug auf soziale Ortsbindung, das Gegenteil der Fall. Je anerkannter und ausgeprägter ein soziales Netzwerk ist, desto höher fällt die Mobilität aus. Über Kontakte können wesentliche Informationen zum Wohnungsangebot abgerufen werden. Zusätzlich geben die sozialen Ressourcen Auskunft über die Integrationsfähigkeiten und somit auch über die psychischen Kosten bei einem Umzug. Menschen mit einem hohen Maß an Kontakten sind vermutlich auch in Integrationsbelangen kompetent und ihnen wird daher auf psychischer Ebene ein Umzug leichter fallen (vgl. Schneider 1999b, S. 76).

Die Ortsbindungen der jungen Bevölkerungsgruppen sind im Vergleich zu älteren Generationen geringer und eher auf das soziale Netzwerk als auf räumliche Aspekte bezogen (vgl. Schneider 1999a, S. 265ff.). Kaiser erwähnt aber das Beispiel einer Studentin, die in ihrer Studienstadt eine Wohnung bezieht, aber das Elternhaus nach wie vor als Zuhause ansieht. Dieser Fall bestätigt auch die Bedeutung der Emotionen für das Wohnen (vgl. Kaiser 1993, S. 224f.).

Die Kritik an diesem Ansatz bezieht sich auf die häufige Überschätzung der freien Wahl bei Wanderungen, denn die diversen Berufsgruppen verfügen über ein unterschiedliches Ausmaß an Wahlfreiheit (vgl. Chilla 2008, S. 264).

3.1.3 Mobilität – individuelle Wahl oder determinierter Zwang?

Bei Mobilitätsentscheidungen wird zumeist darauf geachtet, dass individuelle Vorstellungen und gegebene Strukturen in Balance sind. So spielen zum Beispiel sowohl soziale Kontakte in der Heimatregion als auch externe Bedingungen wie etwa berufliche Optionen eine Rolle. Über das Ausmaß individueller Entscheidungsfreiheit und sozialstruktureller Einschränkungen herrschen in den wissenschaftlichen Diskussionen unterschiedliche Meinungen vor. In kollektivistischen Theorien liegt das Augenmerk auf makrostrukturellen Aspekten, während individualistische Theorien den strukturellen Bedingungen eine sekundäre Bedeutung zuschreiben und die individuelle Gestaltungsfähigkeit betonen. Aus kollektivistischer Sicht ist unsere Lebensgeschichte ein Abbild dessen was uns die Strukturen vorschreiben und individuelle Gestaltungsspielräume scheinen bereits fiktiv (vgl. Schneider et al. 2002, S. 87ff.).

Chilla führte im Jahr 2007 eine Fragebogenstudie in einem nordbayerischen Landkreis mit dem Ziel der Analyse der Motivationen zu Abwanderung beziehungsweise Verbleib der dort lebenden SchulabsolventInnen durch. Die ländliche Gegend steht aufgrund der demographischen Veränderungen zunehmend unter Druck, ist aber sozioökonomisch bisher stabil. Aus der Untersuchung resultiert, dass die befragten jungen Erwachsenen ihre Region sehr schätzen und entweder den Landkreis gar nicht verlassen oder etwas später wieder zurückkehren wollen. An diesem Ergebnis lässt sich die Dominanz der subjektiven Bewertungen und des Ansatzes der Ortsbindung erkennen. Im Widerspruch dazu steht allerdings, dass der Arbeitsmarktstruktur und den individuellen

Berufsperspektiven eine große Relevanz zugesprochen wird. Dabei bleibt zu beachten, dass neben den objektiven Arbeitsmarktstrukturen speziell auch die subjektive Einschätzung dieser für die Wanderungen Bedeutung hat (vgl. Chilla 2008, S. 260ff.).

Eine Sekundäranalyse der 13. Shell Jugendstudie 2000 bestätigt, dass ein hoher Stellenwert des Berufes die Bereitschaft steigert, in die Berufskarriere zu investieren. Eine derartige Investition ist zum Beispiel Mobilität. Mobilitätsbereitschaft kann aufgrund eines „Vermeidungsmotives“ (wie Arbeitslosigkeit) oder aufgrund eines „Annäherungsmotives“ (wie Aufstiegschancen) entstehen. Jedoch lassen die Ergebnisse der Studie vermuten, dass auch Personenmerkmale die Mobilitätsbereitschaft prägen. Zentral für die Ausbildung der Mobilitätsbereitschaft ist eine Zukunftsoffenheit (vgl. Friedel et al. 2003, S. 16f.).

3.2 Mobilität und Lebensphase „junge Erwachsene“

Mobilität und Lebensphasen sind eng miteinander verbunden (vgl. Schneider et al. 2002, S. 67). In jeder Lebensphase muss auf spezifische Mobilitätsanlässe reagiert werden (vgl. Tully/Baier 2006, S. 96). Jüngere Gesellschaftsgruppen sind sehr mobil, da sie häufig ihre Berufs- und Familienbiografien nicht abgeschlossen haben (vgl. Schneider 1999a, S. 233ff.). In der Gruppe der jungen Erwachsenen, die am Beginn ihrer beruflichen Laufbahn stehen, wird dem Beruf eine große Relevanz beigemessen und aufgrund geringer Obligationen können sie die Mobilität auch gut zum Erreichen angestrebter beruflicher Ziele einsetzen. Junge Menschen empfinden die geforderte Mobilität häufig auch eher als wünschenswert denn als Zwang. In der Familienphase wird dem Beruf nicht mehr selbstverständlich die oberste Priorität zugesprochen und beruflichen Mobilitätsanforderungen nicht mehr ohne genauem Reflektieren der Alternativen gefolgt (vgl. Schneider et al. 2002, S. 83f.).

3.2.1 Umzugsmobilität und Wohnsituation

In verschiedenen Lebensphasen haben Menschen auch verschiedene Wohnwünsche. Umzugsmobilität ist somit ein Merkmal biografischer Übergänge (vgl. Schneider 1999b, S. 74). Nicht selten erfolgen im Lebensabschnitt der jungen Erwachsenen der Auszug aus dem elterlichen Haushalt und die Gründung eines eigenen. Der Beginn eines

Hochschulstudiums, ein Autonomiebedürfnis oder der Wunsch, eine Wohnung mit dem/der PartnerIn zu teilen, stellen in der Regel Gründe für den Auszug aus dem Elternhaus dar (vgl. Schneider 1999a, S. 231ff.). Des DJI-Familiensurveys aus dem Jahr 1994 zufolge führen nicht die Arbeitsmarktbedingungen, sondern ein Autonomiebedürfnis zum Verlassen des elterlichen Haushalt, was aber nur mit einem entsprechenden Einkommen möglich ist (vgl. Marbach 2001, S. 2ff.).

Im Bereich Wohnen wird eine Ausdifferenzierung von Lebensentwürfen deutlich. Traditionellerweise schloss an den Auszug aus dem elterlichen Haushalt eine kurze Phase der Untermiete oder Heimunterbringung während der Ausbildungszeit an und daran anknüpfend eine Übersiedlung in suburbane Gebiete in der Phase der Familiengründung. Der Übergang von der Jugend zum Erwachsenenstatus hat sich aber enorm verlängert und ist zu einer eigenständigen Lebensphase geworden (siehe Kapitel 2). Die Familienphase erfolgt später, gewandelt oder gar nicht, was sich auf Mobilität und Wohnen auswirkt. Die „neuen Haushaltsformen“ sind nicht an sich neu, jedoch ihre starke Verbreitung (vgl. Spellerberg 1999a, S. 77).

Wenn aufgrund der Ausbildung oder des Berufseinstiegs ein Wohnungswechsel erfolgt, greifen die jungen Erwachsenen auf „funktionelle Wohnformen“ zurück. Diese sind nicht auf einen längerfristigen Verbleib ausgerichtet und folgen keinen hohen Standards bezüglich der Wohnqualität, was zur Bewahrung von Optionen und Ressourcen dient (vgl. Marbach 2001, S. 2).

Ergebnissen des Jugendsurveys 1997 zufolge teilen die jungen Frauen und Männer auf dem Land nach dem Auszug aus dem Elternhaus größtenteils eine Wohnung mit dem/der PartnerIn, während in Städten der Singlehaushalt bevorzugt wird. Wohngemeinschaften, die für Studierende repräsentativen Wohnformen, sind in urbanen Gebieten stärker verbreitet. Es handelt sich bei den Wohngemeinschaften nicht um bewusst gewählte ideologisch begründete Wohnformen, sondern um flexible, wenig dauerhafte. Neben einem räumlichen Unterschied zeigt die Studie auch, dass der Singlehaushalt unter Männern stärkere Verbreitung findet. Frauen verlassen unter anderem früher als die Männer das Elternhaus, um mit einem meist älteren Partner zusammenzuleben (vgl. ebd., S. 5ff.).

Im DJI-Familiensurvey aus dem Jahr 2000 werden auch Daten zu Auszugsversuchen, also (mehrmaligen) befristeten Ausziehen aus oder Heimkehren in das Elternhaus

erhoben. Die „Yo-yo-Biografie“, insofern sie sich auf die Wohnverhältnisse bezieht, spielt laut dieser Studie (noch) keine wichtige Rolle (vgl. ebd., S. 9ff.).

Optimale Wohnformen lassen sich nicht immer auffinden. Personen, die mit einem entsprechenden Budget ausgestattet sind, können ihre Vorstellungen eher verwirklichen. Außerdem ist der Wohnungsmarkt mehr auf konventionelle Wohnwünsche ausgerichtet. Beispielsweise ist ein größerer Teil der Wohnungen für Familien passend und weniger für Wohngemeinschaften geeignet, die hierarchische Grundrisse eher ablehnen (vgl. Schneider 1999a, S. 231). Junge MieterInnen sind überdurchschnittlich oft auf kleine Wohnungen in alten Bauten verwiesen, in denen eine Renovierung notwendig wäre, oder sie wohnen in neuen, einfach gehaltenen Gebäuden. Die Wohnungsmärkte verfügen häufig nicht über ausreichend kleine, günstige Wohnungen, die für die jungen Erwachsenen leistbar sind, da diese ja meistens eher geringere Einkommen haben. Wohnen und die Suche sowie die Erhaltung der Wohnung werden für junge Erwachsene immer mehr zu einer problematischen Angelegenheit (vgl. Müller 1996, S. 127f.).

3.2.2 Umzug oder Pendeln?

Umzüge gehen oft mit Ausbildungsveränderungen einher und sind daher auch häufig fernräumlich (vgl. Schneider 1999a, S. 264ff). Fernwanderungen sind meist mit einer ausgeprägten Berufsorientierung verknüpft und sind eine Reaktion auf die regionalen Ausbildungs- und Arbeitsmärkte. Eine immer stärkere Bedeutung bekommt in diesem Kontext aber auch das Pendeln als Alternative zur beruflichen Umzugsmobilität (vgl. Schneider 1999b, S. 66f.).

Im Falle eines Wohnortswechsels ist es erforderlich, sich in eine neue soziale Umgebung zu integrieren und das soziale Netzwerk neu zu organisieren. Häufig gehen auch einige Kontakte verloren. Via Umzugsmobilität können aber auch neue Beziehungspotenziale erschlossen und das soziale Netzwerk erweitert werden (vgl. Schneider et al. 2002, S. 58ff.). Tully und Baier (2006, S. 79f.) fassen soziale Netzwerke der modernen Gesellschaften als ortsungebunden auf, für ihre Konstruktion ist die Nähe allerdings weiterhin unentbehrlich, aber nicht immer selbstverständlich. Nach Ansicht von Bonß und Kesselring (2001, S. 180) entwickeln sich in der „Reflexiven Moderne“ virtuelle Gemeinschaften, das heißt soziale Netzwerke, bei denen persönlicher Kontakt sekundär

ist und sogar verbale Verständigung ersetzt wird.

Gerade wenn nach dem Auszug jedes Wochenende in der Heimatregion verbracht wird, kann das zu Entfremdung führen. Die Betroffenen wechseln zwei Welten ab und fühlen sich dazwischen und nirgendwo zuhause. Demgegenüber ist die Herausforderung beim Pendeln ein In-Kauf-Nehmen längerer Fahrtzeiten zum Ausbildungs- oder Arbeitsplatz (vgl. Schneider et al. 2002, S. 58ff.).

Sowohl das Pendeln wie auch eine eigene Wohnung sind mit einem finanziellen Aufwand verbunden, aber die zusätzlichen Fahrtkosten, die durch das Pendeln entstehen, sind geringer als die zusätzlichen Wohnungskosten. Meist erfolgen die Umzüge von ländlichen in urbane Gebiete und gerade dort sind die Aufwendungen für die Mieten besonders hoch (vgl. ebd., S. 62).

Bei stärkeren familiären Obligationen gewinnt das Pendeln gegenüber Umzügen an Bedeutung (vgl. ebd., S. 83). Die junge Generation neigt auch im Falle von beruflichen Mobilitätsnotwendigkeiten eher zum Umzug als zum Pendeln. Eine starke Ortsbindung führt vermutlich zur Präferenz des Pendelns gegenüber der Alternative Umzug (vgl. Schneider 1999a, S. 261ff.).

3.3 Attraktivität der Großstadt

Einige städtische und ländliche Lebensbereiche stehen einander nicht mehr so gegensätzlich gegenüber. Aufgrund von Suburbanisierungsprozessen und Zuwachs individueller Mobilität sowie der Angleichung der Lebensbedingungen grenzt sich aus dieser Perspektive die städtische Bevölkerung weniger von der ländlichen ab (vgl. Schmitz-Veltin 2006, S. 344ff.). Die Suburbanisierung brachte um 1960 und 1970 gerade auch gut situierte Bevölkerungsgruppen in die ländlichen Gebiete und sorgte für ein Verschwimmen der Grenzen zwischen den städtischen und ländlichen Regionen (vgl. Spellerberg 1999a, S. 84).

Die Struktur ländlicher Regionen sowie die BewohnerInnen sind sehr heterogen, was die Annahme stärkt, dass sich städtische und ländliche Lebensformen angleichen, denn Heterogenität ist nicht mehr ausschließlich ein Charakteristikum urbaner Regionen (vgl. Schmitz-Veltin 2006, S. 344ff.). Zudem fördern die Massenmedien eine Orientierung an urbanen Lebensstilen in der Stadt und auf dem Land. Auch die durch Telekommunikation ermöglichte partielle Aufhebung der Trennung von Wohn- und

Arbeitsstätten fördert eine Abnahme der Dominanz der Städte (vgl. Spellerberg 1999b, S. 189f.).

Parallel zur zunehmenden Attraktivität des Umlandes aufgrund des Images als familienfreundliche Wohngegend werden auch die Innenstädte wegen der Existenz unkonventioneller Lebensformen immer ansprechender. Besonders für junge Personen ohne Kinder haben die Städte noch immer eine große Anziehungskraft (vgl. Schneider 1999b, S. 73f.). Die Großstadt wird von vielen jungen Erwachsenen als ein Raum empfunden, der unterschiedlichste Optionen offen hält, wo unterschiedliche Lebensentwürfe realisiert werden können. Urbane Lebensumstände sind dieser Ansicht nach in der Art gestaltbar, dass sie an den eigenen Lebensentwurf angepasst werden können. Die Stadt ist ein Präsentationsraum individualisierter Lebensstile und bietet den jungen Erwachsenen die Möglichkeit mit unkonventionellen Lebensentwürfen zu experimentieren (vgl. Müller 1996, S. 135ff.).

Junge berufsorientierte Bevölkerungsgruppen favorisieren weiterhin die Wohnlage in Städten und familienorientierte, teilweise durchaus auch junge Gruppen, bevorzugen Wohngebiete auf dem Land (vgl. Spellerberg 1999a, S. 84f.). Die zunehmend ältere ländliche Bevölkerungsstruktur und der Bevölkerungsrückgang werden allerdings im Kontext der Lebensbedingungen für die ländlichen Regionen problematisch und werden die Lebensweisen in der Stadt und am Land wieder verstärkt differenzieren (vgl. Schmitz-Veltin 2006, S. 344ff.).

3.4 Konsequenzen der Wanderungen junger Erwachsener

Junge Frauen und Männer wandern unverhältnismäßig häufig aus ländlichen Regionen ab, was zu beträchtlichen Problemen für diese Gegenden führen kann. Diese Bevölkerungsgruppe ist strategisch besonders wichtig, da vor allem sie die demographische ökonomische und gesellschaftliche Entwicklung vorantreibt. Anhand von Daten des Bayerischen Landesamtes für Statistik und Datenverarbeitung von 2006 benennt Chilla die Potenziale von „jungen Regionen“, die zum einen in den Geburtenraten liegen, weil die jungen Frauen und Männer mögliche zukünftige Mütter und Väter sind. Zum anderen trägt diese Gruppe viel zu ökonomischer Innovation bei und macht die Region zukunftstauglich. Der Wegzug der jungen Erwachsenen tangiert

ländliche Räume speziell, wenn dieser nicht durch Zuwanderung, zum Beispiel im Zuge der Suburbanisierung, ausgeglichen werden kann (vgl. Chilla 2008, S. 260ff.).

Für einige Gebiete erweist sich die verstärkte Mobilität der jungen Erwachsenen aber durchaus als positiv, wie für Universitätsstandorte, unabhängig von ihrer Größe. Auch Einzugsgebiete profitieren von dieser Mobilität der wichtigen jungen Gruppe, da im Zuge der Suburbanisierung vermehrt junge Familien diese Gegenden besiedeln. Abgesehen von diesen Regionen wird die Mobilität junger Erwachsener aber häufig als Risiko empfunden, das weder durch Zuzug noch Geburten ausgeglichen werden kann.

Aus dem Blickwinkel der Abwanderungsregionen hat der Wegzug der jungen Bevölkerung zwei Seiten. Einerseits kann die überproportionale Abwanderung der jungen Erwachsenen, wenn sie nicht kompensierbar ist, ohne Zweifel problematisch für die Region werden. Andererseits sind die Perspektive und die individuelle Zukunft der jungen Menschen auch mitzubedenken. Angesichts der derzeitigen Entwicklungen im Bildungssystem und am Arbeitsmarkt (siehe Kapitel 2.3) kann es nicht beabsichtigt werden die jungen Erwachsenen an ihren Ort zu binden und ihnen Karriereoptionen zu versperren (vgl. ebd., S 262).

Aus der Perspektive des Subjekts wirken harte ökonomische Erfordernisse, wie Ausbildungs- und Arbeitsmarktnotwendigkeiten, einer sozial und gefühlsbezogenen Ortsbindung entgegen. Wie diese Aspekte die Entscheidungen der jungen Erwachsenen und ihre Mobilitätsbereitschaft prägen, ist noch wenig erforscht, weshalb sie auch kaum in entsprechenden Politikmaßnahmen Berücksichtigung finden (vgl. ebd., S. 262).

3.5 Politische Maßnahmen gegen Abwanderungen

Die jungen Erwachsenen aus ländlichen Regionen sehen sich häufig mit widersprüchlichen Emotionen konfrontiert: Auf der einen Seite ist der Verbleib im Heimatort ein Wunsch vieler junger Menschen und auch die politischen Verantwortlichen der Region wollen qualifizierte junge Frauen und Männer halten. Auf der anderen Seite ist Mobilitätsbereitschaft im Hinblick auf die Arbeitswelt essenziell und das ist den jungen Erwachsenen durchaus bewusst. Ratschläge an die Politik, wie der Abwanderung entgegengewirkt werden kann, sind schwierig (vgl. Chilla 2008, S. 267).

3.5.1 Ausbildung und Beruf

Entscheidungen über Beruf beziehungsweise Ausbildung werden von den jungen Erwachsenen zeitgleich mit Migrationsentscheidungen getroffen (vgl. ebd., S. 267). Regionale Strategien zur Steuerung von Wanderungsprozessen müssen beschäftigungspolitische Maßnahmen integrieren (vgl. Kräußlich/Staudinger 2006, S. 15). Ein Appell an die politischen Organe der Regionen ist es, speziell denen, die den Ort nicht verlassen wollen, eine gute berufliche Perspektive in der Region zu eröffnen und zwar abgestimmt auf ihr Bildungsniveau und ihre Begabungen (vgl. Chilla 2008, S. 267). Dafür ist eine gute Kooperation von Schulen, Hochschulen und Betrieben förderlich. Ländliche Arbeitsmärkte halten durchaus Karrierechancen bereit, jedoch sind die jungen Frauen und Männer darüber oft unzureichend informiert. Adäquate Beratungen, Unternehmensbesichtigungen und ähnliches können Abhilfe bieten. Die Vernetzung kann auch durch Praktikumsbörsen speziell für junge Frauen und Männer aus der Region gestärkt werden. Regionale Angebote zur Aus- und Weiterbildung sind gewinnbringend für periphere Gegenden. So können zum Beispiel Fachhochschulstandorte zur Erschließung nicht genutzten Potenzials führen. Das ist dann sinnvoll, wenn diese Ausbildungen auf spezielle, aussichtsreiche Karrieremöglichkeiten in der Region abgestimmt sind (vgl. ebd., S. 267f.).

3.5.2 Raumbezogenes Marketing

Der Politikbereich Regionalmarketing sollte sowohl die Abwanderung hemmen, wie auch für Anregungen zu Zuwanderung angewandt werden. Speziell am Land herrscht in dieser Hinsicht ein Nachholbedarf, denn auch hier kann mit Hilfe eines adäquaten Marketings die Bevölkerungsstruktur zum Positiven gewandelt, neues Zuwanderungspotenzial, auch wenn es eher geringer ist, erschlossen und der Abwanderung entgegengewirkt werden. Strategien sind Werbematerialien, die Anwesenheit auf Messen, kombinierte Serviceangebote für potenzielle ZuwanderInnen, Baulandmodelle und Aktivierung der „RückkehrerInnen“ (vgl. Chilla 2008, S. 268).

3.5.3 Familienbezogenheit junger Erwachsener

Speziell in der Periode der Gründung der eigenen Familie haben familienfreundliche Räume besondere Relevanz und stellen mehr als einen „weichen Faktor“ (siehe Kapitel 3.1.2) dar. Die mehr oder weniger ausgeprägte Familienbezogenheit einer Region wirkt sich auf die Wanderungen und längerfristig auch auf die Geburtenraten aus. Eine Anregung für die Regionalpolitik ist die Bereitstellung einer familiengerechten Wohngegend und passender Kinderbetreuungsmöglichkeiten. Wünschenswert wäre eine stärkere Vernetzung der Betreuungsangebote, etwa durch Familienbündnisse (vgl. Chilla 2008, S. 268f).

Ergänzend dazu wäre es willkommen, wenn auch der regionale Arbeitsmarkt familienfreundliche Strukturen aufweisen würde (vgl. ebd, S. 269). Eine Rücksichtnahme auf Familienbelange der MitarbeiterInnen erweist sich für Unternehmen durchaus als profitabel und ist nicht als widersprüchlich zu Unternehmenserfolg aufzufassen. Die Bevölkerung schrumpft und altert. Dadurch werden speziell qualifizierte MitarbeiterInnen zu einem knappen Gut, wodurch der Konkurrenzkampf der Unternehmen um diese Beschäftigten steigen wird. Eine besondere Familienorientierung der Unternehmen kann die Bindung der MitarbeiterInnen an das Unternehmen sowie die Attraktivität des Unternehmens für neue qualifizierte Beschäftigte verstärken (vgl. Schneider et al. 2002, S. 205).

Neben der Entwicklung von Rahmenbedingungen, die strukturelle Mobilitätswänge einschränken, ist eine neue gesellschaftliche Sicht auf Mobilität notwendig (vgl. ebd., S. 212). Für den ruhelosen „homo mobilis“ ist die Kontinuität problematisch. In einer Gesellschaft der Veränderung ist es schwierig Stabilität herzustellen (vgl. Tully/Baier 2006, S. 30). Heutzutage besteht die Anforderung ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen Mobilität und Kontinuität zu schaffen. Dauerhaftigkeit bedeutet nicht unbedingt Stagnation oder Fehlen von Perspektiven und Mobilität kann nicht die einzige Reaktion auf gesellschaftliche Probleme sein (vgl. Schneider et al. 2002, S. 212).

4 Mürzzuschlag als Abwanderungsregion?

Mürzzuschlag befindet sich im Bundesland Steiermark in Österreich. Der 849 km² große Bezirk ist in der östlichen Obersteiermark gelegen und umfasst 16 Gemeinden. Mürzzuschlag grenzt an die Bezirke Weiz und Bruck an der Mur in der Steiermark sowie an die niederösterreichischen Bezirke Lilienfeld und Neunkirchen (vgl. Statistik Austria 2008, S. 11ff.). Im Jahr 2009 beträgt die Einwohnerzahl in Mürzzuschlag 40.855 Personen. Der Bezirk verzeichnet generell einen kontinuierlichen Rückgang der Wohnbevölkerungen laut den Volkszählungen seit dem Jahr 1971 und den Meldungen im Jahr 2009. Die Anzahl der EinwohnerInnen hat sich dort seit dem Jahr 2001 um fast 5% vermindert (vgl. Holzer/Mayer 2009, S. 34f.).

Im Bezirk haben 2.148 junge Frauen und Männer im Alter von 20-24 Jahren ihren Hauptwohnsitz gemeldet. Das entspricht einem Prozentsatz von 5,3% gemessen an der gesamten Wohnbevölkerung von Mürzzuschlag. Dieser Anteil unterschreitet den Steiermarkdurchschnitt (6,3%) beträchtlich. In keinem anderen Bezirk der Steiermark ist der Anteil der jungen Erwachsenen so niedrig (vgl. Landesstatistik Steiermark 2009).

Allerdings bleibt zu bedenken, dass Angaben zur Wohnbevölkerung keine zulänglichen Auskünfte bieten, denn gerade in der Altersgruppe der 20 bis 24-Jährigen stimmen die Hauptwohnsitzmeldungen nicht immer mit den Wohnstätten überein, wo diese Personen ihren Lebensmittelpunkt haben. Zum Beispiel ist eine höhere Ausbildung häufig ein Wegzugsgrund. Wie viel Zeit in welcher Wohnstätte verbracht wird und wo diese Frauen und Männer den Hauptwohnsitz anmelden, fällt in den Bereich der individuellen Entscheidungen.

Von den Studierenden des Bezirks Mürzzuschlag pendeln weniger als 30% täglich (vgl. Statistik Austria 2005, S. 168f.). Das kann darauf hindeuten, dass sich der Großteil der Studierenden für einen Umzug entscheidet.

Hinsichtlich der Wanderungsbewegungen generell befindet sich Mürzzuschlag im Mittelfeld. Im Jahr 2008 wanderten 2,54% der Wohnbevölkerung aus dem Bezirk ab und 2,55% zu. Bei genauerer Betrachtung ist ersichtlich, dass Mürzzuschlag zwar ein positives Außenwanderungssaldo aufweist, das heißt, dass die Zuzüge aus dem Ausland die Wegzüge in das Ausland übertreffen. Das Binnenwanderungssaldo ist allerdings negativ. Es wanderten also mehr Personen aus Mürzzuschlag in einen anderen steirischen Bezirk oder in ein anderes österreichisches Bundesland ab als von dort zuzogen. Das

Wanderungssaldo insgesamt bleibt aber positiv. Mürzzuschlag schaffte es die stark negative Wanderungsbilanz aus dem Jahr 2007 (-200) ins Positive (+5) zu wandeln. Bei den Zu- und Abwanderungsbewegungen nach beziehungsweise von Mürzzuschlag kommt Bruck an der Mur die größte Bedeutung zu (vgl. Holzer/Mayer 2009, S. 37ff.).

Schenkt man Bevölkerungsprognosen Glauben, so werden die obersteirischen Bezirke weiterhin mit starken Bevölkerungsverlusten rechnen müssen. Laut der ÖROK-Prognose aus dem Jahr 2006 wird die EinwohnerInnenzahl in Mürzzuschlag um mindestens 15% von 2001 bis 2031 zurückgehen. Auch die Alterung wird in diesem Bezirk im gleichen Zeitraum stark voranschreiten. Im Vergleich zum Rest der Steiermark wird Mürzzuschlag die höchsten Anteile der über 60-Jährigen und niedrigsten in der untersten Alterskohorte von 0 – 14 Jahren verzeichnen. Auch die Anzahl der Personen im erwerbsfähigen Alter wird der Voraussage zufolge rückläufig sein.

Die Prognose lässt vermuten, dass die Wanderungsbilanzen den Geburtenrückgang, trotz positiver Außenwanderung nicht kompensieren werden. Außerdem ist das Binnenmigrationssaldo für den ganzen Prognosezeitraum negativ (vgl. Ressler/Mayer 2007, S. 66ff.).

Im Jahr 2009 belief sich die Arbeitslosenquote im Bezirk Mürzzuschlag auf 6,9% und lag unter der steiermarkweiten Quote von 7,7%. Gegenüber dem Vorjahr war allerdings ein starker Anstieg der regionalen Arbeitslosenquote um 44% in Mürzzuschlag zu verzeichnen. Von den Arbeitslosen im Bezirk waren 20,5% im Alter zwischen 15 und 25 Jahren. Kein anderer steirischer Bezirk vermerkt so einen hohen Anteil an jungen Arbeitslosen.

Auch beim regionalen Arbeitsplatzangebot ist ein Einbruch bemerkbar. Nur 44 offene Stellen wurden im Jahr 2009 in Mürzzuschlag registriert, was einem relativen Rückgang von 63,1% gegenüber dem Vorjahr entspricht. Im Bezirk lassen sich die größten Verluste steiermarkweit ablesen. Mit 25 (statistischen) WerberInnen pro offener Stelle gehört Mürzzuschlag im Bezug auf den Stellenandrang ebenfalls in das negative Spitzenfeld und verzeichnet den höchsten Zuwachs an Arbeitssuchenden je offener Stelle. Auch der Zugang an offenen Stellen ist um 24,2% zurückgegangen, was bedeutet, dass Mürzzuschlag auch in dieser Hinsicht die stärksten Rückläufe zu registrieren hat. Der Bezirk weist auch einen drastischen Rückgang der unbesetzten Stellen auf.

Die jüngsten Entwicklungen Anfang des Jahres 2010 lassen vermuten, dass sich die Arbeitsmarktlage noch nicht entspannen wird und Mürzzuschlag als Industrieregion besonders betroffen ist (vgl. Holzer et al. 2010, S. 46ff.).

Die AkademikerInnenquote ist ein wichtiger Indikator für die regionalen beruflichen Perspektiven der höher Qualifizierten.

Nach der Volkszählung 2001 liegt mit 3,8% der Anteil der AkademikerInnen gemessen an der Erwerbsbevölkerung im Bezirk, niedriger als die Steiermarkquote. Allerdings weist besonders die Stadt Graz eine besonders hohe AkademikerInnenquote auf und hebt dadurch auch den steiermarkweiten AkademikerInnenanteil bedeutend (vgl. Statistik Austria 2004, S. 236). Die Konzentration der AkademikerInnen in der Stadt Graz weist auf einen Stadt-Land-Unterschied in der Bildung hin. Eine Begründung für die dominante Stellung von Graz ist nicht nur das Vorhandensein von Universitäten, sondern auch von adäquaten Arbeitsplätzen. Mürzzuschlag bietet eher Arbeitsplätze für Personen mit Lehrabschluss, denn der Anteil der Erwerbsbevölkerung, der als höchste abgeschlossene Ausbildung über einen Lehrabschluss verfügt, beträgt nach der Volkszählung 2001 über 50% (vgl. Mayer 2006, S. 69).

Mürzzuschlag ist allerdings bestrebt die Perspektiven in der Region zu erweitern. So partizipiert der Bezirk zusammen mit weiteren Gebieten der östlichen Obersteiermark an der Initiative „LEADER“. Die Förderperioden dieses Projektes laufen noch bis 2013, sollen aber nachhaltig wirken. Ziele sind eine Intensivierung der Kooperationen zur Nutzung des Potenzials der Region mit der Absicht der Stärkung der regionalen Identität der gesamten Bevölkerung. Aufwertungen im Bereich des regionalen Tourismus sind zum Beispiel durch Weiterentwicklung der Infrastruktur geplant. Durch touristische Angebotspakete werden Ressourcen der Region aktiviert und Vernetzungen gefördert. Die Wettbewerbsfähigkeit der landwirtschaftlichen Betriebe und die Funktion der Region als Naherholungsraum sollen erhalten bleiben. Die Realisierung regionaler Projekte dient auch Marketingzwecken. Im Bereich der Erwerbsarbeit sollen die Verbesserungen in diese Richtung gehen, dass der Arbeitsmarkt speziell auch für junge Menschen zugänglicher wird (vgl. Leader Aktionsgruppe 2007, S. 5ff.).

II EMPIRISCHER TEIL

1 Forschungsfragen

- Welche Lebensentwürfe haben die jungen Erwachsenen aus Mürzzuschlag?
- Welche Veränderungen gibt es für die jungen Erwachsenen an der Schwelle zum neuen Lebensabschnitt?
- Wie sind die Vernetzungen mit Mürzzuschlag?

2 Methode

Zur Beantwortung der forschungsleitenden Fragen und zur Analyse der relevanten Themenbereiche wurden Leitfadenterviews mit zehn jungen Erwachsenen durchgeführt. Von Interesse waren vor allem die Lebensentwürfe der Befragten und die Veränderungen in ihrer Lebensphase. In diesem Kontext wurde unter anderem nach den Selbstkonzepten der jungen Frauen und Männer gefragt. Im Fokus der Interviews stand außerdem die schulische beziehungsweise berufliche Situation der Teilnehmenden und dabei speziell ihre bisherigen Erfahrungen, ihre spezifischen Entscheidungssituationen und unterstützende Instanzen diesbezüglich sowie ihre Zukunftsperspektiven. Analysiert wurden auch die Einwirkung sowie das Unterstützungspotenzial der Familien im Übergang und der Umgang mit möglichen Konflikten. Bedeutung wurde in den Interviews auch dem sozialen Netzwerk der jungen Erwachsenen und speziell dessen Beschaffenheit und Wandel im Übergang, dessen Funktion und dessen Einfluss in Entscheidungssituationen zugesprochen. Es wurde ebenfalls erhoben, wie und wo die jungen Frauen und Männer wohnen, welche Motivationen dahinterstehen und vergangene beziehungsweise zukünftige Veränderungen der Wohnsituation. Anschließend wurde die Vernetzung der jungen Erwachsenen mit Mürzzuschlag, deren Mobilitätsverhalten, Ortsbildung, deren wahrgenommene Perspektiven im Bezirk und Wohnformen untersucht. Schließlich wurde eine Typologie der Lebensentwürfe der TeilnehmerInnen erstellt.

Da es sich um eine qualitative Methode handelt, werden keine repräsentativen Daten bereitgestellt. Die Interviews sollen Einblick in tiefer gehende Einstellungen der jungen Frauen und Männer ermöglichen. Dabei erscheint es besonders relevant, die Anonymität der Befragten zu wahren. Dies wird durch eine Anonymisierung der Interviews sowie durch eine Auswertung, die nicht personen-, sondern themenzentriert erfolgte, gewährleistet. Zur Analyse wurde das Programm Max Qda 2007 herangezogen. Die Auswertung erfolgte einerseits inhaltsanalytisch und andererseits standardisiert. Sie basiert also zu einem Teil auf der Grounded Theory und zum anderen Teil auf Ableitungen aus dem Leitfaden.

Die Erhebung wurde in Zusammenarbeit mit Univ.-Prof. Mag. Dr. Arno Heimgartner, der das Projekt „Streetwork oberes Mürztal“ evaluierte, und in Kooperation mit meiner Kollegin Mag^a. Katharina Kilzer, die in diesem Rahmen ihre Masterarbeit verfasste, geplant. Sie legte den Fokus auf die Sozialräume der Jugendlichen aus dem Bezirk Mürzzuschlag, auf dort vorhandene Angebote für die Jugendlichen, deren Veränderungswünsche und die Lebensqualität. Die vorliegende Arbeit grenzt sich von diesen Thematiken daher klar ab.

3 TeilnehmerInnen

An den Interviews partizipierten zehn junge Frauen und Männer, die ihr Leben zum größten Teil im Bezirk Mürzzuschlag verbracht haben. Vier der Befragten kommen aus Mitterdorf, drei aus Krieglach und jeweils eine interviewte Person stammt aus Mürzzuschlag, Kindberg und Langenwang. Die Erhebung umfasst Personen, die im Bezirk Mürzzuschlag leben und jene, die von dort abwanderten. Sechs dieser jungen Erwachsenen übersiedelten nach Graz, die anderen vier wohnen bisher in ihrer Heimatgemeinde. Die TeilnehmerInnen setzen sich zu gleichen Teilen aus Frauen und Männern zusammen und sind zwischen 19 und 25 Jahre alt. Vier Interviewte absolvieren ein Studium und eine junge Frau befindet sich nach ihrer Matura in einer Weiterbildung. Eine Befragte durchläuft eine Ausbildung, die weder die Matura erfordert noch mit dieser endet. Drei Interviewte haben eine Lehre abgeschlossen, von denen zwei derzeit keiner Erwerbsarbeit nachgehen und einer sich selbstständig gemacht hat. Ein junger Mann ist

als angelernter Mitarbeiter tätig. Die folgende Tabelle stellt eine Übersicht der InterviewteilnehmerInnen sowie deren relevante Merkmale dar.

Tabelle 1: Demographische Daten der InterviewteilnehmerInnen

	Geschlecht	Alter	Ausbildung/Beruf	Wohn-/Herkunftsort
I1	Männlich	22	Abgeschlossene Lehre/arbeitslos	Mitterdorf
I2	Weiblich	19	Studentin	Graz/Mürzzuschlag
I3	Männlich	20	Student	Graz/Mitterdorf
I4	Weiblich	21	Studentin	Graz/Krieglach
I5	Männlich	21	Student	Graz/Kindberg
I6	Weiblich	19	In Ausbildung ohne Matura	Graz/Krieglach
I7	Weiblich	21	In Weiterbildung	Graz/Krieglach
I8	Männlich	25	Angelernter Mitarbeiter	Mitterdorf
I9	Männlich	22	Abgeschlossene Lehre/Selbstständig	Mitterdorf
I10	Weiblich	23	Abgeschlossene Lehre/arbeitslos	Langenwang

Aus Gründen der Anonymität wird auf weitere demographische Angaben sowie Details zur Ausbildung beziehungsweise zum Beruf verzichtet.

4 Durchführung

In einer Planungsphase im Vorfeld der Interviewdurchführung wurde ein Treffen anberaumt, an dem auch Univ.-Prof. Mag. Dr. Arno Heimgartner, die StreetworkerInnen Achim Lernbass und Astrid Pauer von der Institution in Mitterdorf und meine Kollegin Mag^a. Katharina Kilzer teilnahmen. Zweck dieser Zusammenkunft war eine Vorstellung der Forschungsvorhaben, eine Sammlung weiterer Vorschläge und die Besprechung der weiteren Vorgehensweise.

Die Kontaktaufnahme mit den TeilnehmerInnen gestaltete sich auf vielseitige Weise: Einerseits bemühten sich die Einrichtung „Streetwork oberes Mürztal“ sowie meine Kollegin Mag^a. Katharina Kilzer um eine Bereitstellung der Kontakte. Zum anderen wurden die Interviewten mittels der Internetplattform „Studi-VZ“ rekrutiert. Eine weitere Vermittlung erfolgte durch das Schneeballsystem, indem bereits teilgenommene junge

Erwachsene weitere Kontakte ermöglichten. Im Zuge der Kontaktierung, die via E-Mail, Telefon oder persönlichen Kontakt stattfand, wurden die jungen Frauen und Männer über das Thema der Interviews, die Methode und die Einhaltung der Anonymität aufgeklärt. Abschließend wurden bereits in dieser Phase die wichtigsten demographischen Daten aufgenommen, um Gewissheit zu bekommen, dass es sich tatsächlich um geeignete Kontakte handelt, die auch in die Erhebung integriert werden können.

Je nach Präferenz der Teilnehmenden wurden die Interviews in öffentlichen oder privaten Räumlichkeiten durchgeführt. Die Erhebungsphase erstreckte sich über den Zeitraum von April bis Juli 2009. Die TeilnehmerInnen zeigten sich interessiert und engagiert. Den Interviewten konnte als Anerkennung und Aufwandsentschädigung jeweils ein Betrag von zehn Euro ausbezahlt werden. Bei Bedarf erfolgte in Einzelfällen unmittelbar nach den Interviews eine kurze Nachbereitung in Form einer Unterhaltung mit den jungen Frauen beziehungsweise Männern über die in der Befragung angesprochenen Themen.

5 Ergebnisse

In der Analyse wird zuerst auf wichtige Übergangsthemen Bezug genommen. Danach wird das Augenmerk auf den Themenbereich Müzzuschlag gelenkt. Schließlich wird eine Typologie der Lebensentwürfe präsentiert.

5.1 Jugendlich oder erwachsen?

Die befragten jungen Erwachsenen sehen sich keinesfalls einheitlich als jugendlich oder erwachsen, noch haben sie ein einheitliches Bild des Erwachsenenstatus und teilweise fällt es ihnen auch schwer den Erwachsenenstatus zu definieren.

5.1.1 Die Definition des Erwachsenenstatus

Der Großteil der Interviewten distanziert sich bei der Erklärung, was das Erwachsensein ausmache, klar von „traditionellen“ äußeren Aspekten und betont innere Faktoren wie Zukunftsorientierung, Selbstständigkeit, erwachsene Denkweise und speziell Verantwortungsübernahme.

„In erster Linie ist das für mich jetzt Verantwortung zu übernehmen. (...) Ich muss die Sachen jetzt selbst in die Hand nehmen und bin auch dafür verantwortlich, was dabei heraus kommt und auch mit Energie dahinter sein“ (I 4, 7-7)

Nur drei der Befragten verbinden mit dem Erwachsensein die „klassischen“, objektiven Faktoren. Für sie bedeutet das etwa einer sicheren Berufstätigkeit nachzugehen, Geld zu verdienen, einen geregelten Tagesablauf zu haben oder eine eigene Familie zu gründen.

„Mit zwei Füßen im Leben stehen, etwas verdienen, eine fixe Familie oder so haben und wirklich, dass man sagt, ich habe etwas erreicht im Leben und kann stolz darauf sein, im Beruf jetzt. (...) Aber für mich ist das halt irgendwie, dass ich erwachsen bin, dass ich jetzt wirklich etwas verdiene und einfach einen geregelten Ablauf habe, von Montag bis Freitag arbeiten gehen“ (I 5, 5-5).

5.1.2 Selbstkonzepte

Der uneinheitlichen Darstellung des Erwachsenenstatus entsprechend unterscheiden sich auch die eigenen Zuordnungen zu Jugendlichen beziehungsweise Erwachsenen.

Selbstkonzept als erwachsen

Die Hälfte der Interviewten definiert sich bereits klar als erwachsen. Bei der Erklärung ihres eigenen Selbstbildes wird im Gegensatz zur Tendenz bei der Beschreibung der allgemeinen Merkmale des Erwachsenenstatus in dieser Gruppe doch auf äußere Aspekte zurückgegriffen. Alle diese jungen Erwachsenen bezeichnen sich aufgrund des Berufes oder der fortgeschrittenen Ausbildung als erwachsen. Abgesehen von einer Studentin haben diese Befragten ihre Ausbildung bereits absolviert oder stehen kurz vor dem Abschluss.

In einer detaillierten Betrachtung ist bemerkbar, dass drei der Interviewten ausschließlich objektiv-äußere Faktoren fokussieren, nämlich den Arbeitsalltag beziehungsweise den Ausbildungsstand. In diesem Interview wird zusätzlich das Alter als objektive Kategorie zur Erklärung des eigenen Erwachsenenstatus herangezogen.

„Ja, vom Alter alleine her und ja, ich weiß es nicht, nein, einfach vom Alter her und was ich schon alles gemacht habe von der Ausbildung her, weil ich jetzt also den dritten Beruf abschließe. Also wenn ich das abschließe, habe ich drei Berufe und daher sehe ich mich schon als erwachsen eigentlich“ (I 7, 5-5).

Zwei junge Frauen integrieren in ihre Selbstdarstellung auch subjektiv-innere Aspekte. Für eine Interviewte stellt das Interesse an Arbeit die zentrale Begründung ihres Selbstbildes dar. Dass in diesem Fall das Interesse an Arbeit und nicht die Arbeit selbst im Vordergrund steht, mag darauf zurückzuführen sein, dass die Interviewte arbeitslos ist. Im anderen Fall begründet die Befragte ihren Status als Erwachsene nicht so sehr mit der Ausbildung als mit der daraus resultierenden persönlichen Weiterentwicklung.

„Am Anfang meiner Ausbildung, weiß ich, war ich noch jugendlich bis Kind fast, aber ich bin durch meine Ausbildung sehr gewachsen. Und ich muss sagen, ich fühle mich schon sehr als erwachsen, weil, ich habe ein Auslandspraktikum in Berlin gemacht und da bin ich sehr selbständig geworden dadurch. Und ich bin auch alleine nach Graz gegangen ohne meine Freunde und so als 16 Jährige und das hat mich schon sehr selbständig gemacht und ich würde mich als erwachsen sehen“ (I 6, 3-3).

Ein weiteres Kriterium, welches das Selbstbild als Erwachsene prägt und in diesem Zitat und auch in weiteren Interviews vorkommt, ist die räumliche Trennung von der Familie und dem Freundeskreis. In diesem Interview wird wieder speziell die Selbstständigkeit als Konsequenz der räumlichen Trennung und innerer Aspekt des Erwachsenenstatus fokussiert. Andere Befragte sehen die eigene Wohnung an sich – den äußeren Faktor – als Indikator dafür, dass sie erwachsen sind.

Selbstkonzept als jugendlich

Nur ein Interviewter ordnet sich eindeutig der Gruppe der Jugendlichen zu. Obwohl er in der generellen Definition des Erwachsenseins auf äußere Merkmale zurückgreift, fasst er sich selbst aufgrund mangelnder Lebenserfahrung und „Blödsinn machen“ als jugendlich auf. Er erwähnt auch, dass er bestimmte Bereiche, die für ihn von Relevanz sind, von den Eltern erledigen lässt, wodurch auf eine noch nicht sehr ausgeprägte Selbstständigkeit geschlossen wird.

„Eher jugendlich, also noch nicht wirklich erfahren im Leben oder sonst irgendwo und viel Blödsinn noch, was man macht. Ja, und noch nicht wirklich erwachsen. Jetzt habe ich es gemerkt, als ich zum Studieren angefangen habe, so Stipendium und so, alles die Eltern machen lassen, weil man sich überhaupt nicht auskennt“ (I 5, 3-3).

Selbstkonzept als „irgendwo dazwischen“

Einige Interviewte wollen sich auch gezielt nicht klar in die Gruppe der Jugendlichen beziehungsweise Erwachsenen eingliedern lassen. Im folgenden Zitat wird die Ambivalenz im eigenen Selbstbild zum Ausdruck gebracht.

„Sagen wir so, ich bin nicht wie die Üblichen in meinem Alter (...) Zum Beispiel ein anderer mit 22 Jahren, der wahrscheinlich irgendwo studiert oder so, der ist halt vielleicht ein bisschen erwachsener vom Denken her. Ich bin zwar auch erwachsen vom Denken her, aber ich habe halt schon auch noch ein gewisses, gewissermaßen bin ich eigentlich auch ein bisschen jung geblieben, sagen wir so, wie mit 16 (...) Aber wenn es darauf ankommt, kann ich schon auch sehr viel Verantwortung übernehmen“ (I 1, 5-7).

Eine andere Befragte erlebt das „irgendwo dazwischen sein“ eher situationsabhängig. In manchen Bereichen gibt sie an erwachsen zu sein und in anderen noch jugendlich.

„In der Mitte drinnen, weil ganz erwachsen fühle ich mich noch nicht, weil ich immer noch in der Ausbildung bin, noch keine fixe Arbeit habe praktisch. Ich meine, ich habe zwar einen Freund, in der Hinsicht schon erwachsen, aber dann eher noch zwischen drinnen halt“ (I 2, 3-3).

Eine dritte Variante des „sich dazwischen Fühlens“ beinhaltet ein Ablehnen des Erwachsenenstatus. Dem Interviewten fällt es schwer sich zu definieren. Dieser junge Mann grenzt sich durch seine Denkweise zuerst noch von den Erwachsenen ab. Im Bezug auf Verantwortung, die auch er als zentral für den Erwachsenenstatus ansieht, wird ihm bewusst, dass er diese eigentlich auch schon übernehmen muss. Seiner Meinung nach stellt sich nur die Rechtfertigungsproblematik für Erwachsene in extremerem Ausmaß als für ihn selbst. Schließlich nimmt er sich im Hinblick auf Autonomie doch als erwachsen wahr, betont aber gleichzeitig den Erwachsenenstatus noch nicht erreichen zu wollen.

Das ist schwierig. Im Umbruch, weil ganz verkraefte ich es noch nicht so bestimmte Sachen, also so Denkvorgaenge oder so, die als erwachsen wahrscheinlich eher angesehen werden wuerden. Also ich bin oft schon noch ziemlich (...) hitzkoeppfig und so vor allem, glaube ich. Das beschreibt es, glaube ich, am ehesten. Also nicht jetzt, nicht immer zu 100 Prozent berechnend oder so etwas, also schon, dass man einfach einmal sich ein bisschen gehen laesst und so noch (...) Das ist schwierig. 100 Prozent Verantwortung fuer meine Entscheidungen muss ich jetzt auch schon uebernehmen, aber wirklich ganz salopp hast du dann einfach keine Ausrede mehr, ganz salopp. Aber ja ich weis es nicht, das ist, naja, ich meine, aber auf der anderen Seite, was will man denn machen, man wohnt alleine, man lebt quasi jetzt alleine, also mehr oder weniger ist man es eh. Aber nein, ich will das gar nicht sein, ich will das gar nicht von mir sagen, also, nein, dafuer ist noch Zeit, da habe ich noch sechs Jahre Zeit. Am Ende vom Studium dann vielleicht da koennen wir wieder darueber reden. Bis dorthin bin ich eher noch jugendlich (I 3, 3-7).

Selbstkonzept als nicht erwachsen

Ein Befragter umgeht eine klare Zuordnung zur Jugend beziehungsweise den Erwachsenen, indem er einfach nur angibt „nicht erwachsen“ zu sein. Ob er ein jugendliches Selbstbild hat oder sich in einer Phase der Gleichzeitigkeit befindet, wird nicht deutlich.

„Das ist, ja, nein, also ich wuerde mich noch nicht als erwachsen bezeichnen, weil ich selbst, ich sage, meine Lage, meinen Weg noch nicht so richtig gefunden habe. (...) Und ich habe etwas mitbekommen, eben einen Betrieb und durch meine ja eher ein bisschen dahinschlaengelnde Schullaufbahn hat sich das Ganze ein bisschen in eine Richtung entwickelt schon, aber dass ich erwachsen bin, kann ich noch nicht sagen, nein, weil ich noch nicht die Verantwortung halt uebernommen habe oder so richtig, so richtig, ja“ (I 8, 3-5).

5.2 Schulische/Berufliche Situation

Ausbildung und Beruf haben für die jungen Erwachsenen bei der Konstruktion und Realisierung ihrer Lebensentwürfe oberste Priorität. Im folgenden Kapitel werden Erfahrungen, Entscheidungssituationen und Perspektiven der Befragten in diesem Bereich erläutert.

5.2.1 Bisherige Erfahrungen im Übergang

Im Bezug auf die Erfahrungen wurden die an den Interviews Teilnehmenden nicht zu Themen hingeführt, sondern konnten frei entscheiden, welche Erfahrungen für sie Bedeutung haben oder erwähnenswert sind. Da es sich bei der Gruppe der jungen Erwachsenen um eine sehr heterogene Gruppe handelt, kamen bei den Interviewten auch, entsprechend der unterschiedlichen Lebenssituationen beziehungsweise Biografien, sehr unterschiedliche Bereiche zur Sprache.

Alle vier befragten StudienanfängerInnen äußern sich zum Studium, was darauf zurückgeführt wird, dass dieser Bereich gerade eine sehr starke Relevanz für die Studierenden hat. Generell stehen bei den Interviewten die positiven Erfahrungen hinsichtlich des Studierens im Vordergrund. Von den beiden Studenten wird die Eigenverantwortung im Studium positiv bewertet, die in der Schule noch nicht so vorhanden war. Ein Interviewpartner fühlt sich durch die Matura gut auf die neue Situation vorbereitet. Die Schulzeit bleibt den beiden Studenten aber auch positiv in Erinnerung und zwar als sehr lockere Zeit. Bei diesen positiven Berichten sind jedoch auch Bewältigungsstrategien bezüglich des Umgangs mit weniger befriedigenden Situationen zu berücksichtigen. Ein Student berichtet, dass er sich innerhalb seiner Studienrichtung engagiert, insofern die Inhalte seinen individuellen Interessen entsprechen. Für ihn weniger Interessantes wird im Sinne von „nicht mehr als notwendig“ absolviert.

„Weil es gibt ja viele Prüfungen, wo man sagt, einen Vierer, das interessiert mich gar nicht, durch und passt, und dann doch Fächer, wo man sagt, das interessiert mich, das will ich für mein Leben weiter behalten und da lernt man dann einfach mehr“ (I 5, 11-11).

Eine Studentin bezieht die Statements im Kontext ihrer schulischen und akademischen Karriere sehr stark auf die eigene Leistung. In diesem Fall des positiven Erlebens der bisherigen Studienzeit ist auch die Bewältigungsstrategie zu beachten. Die Befragte hatte von einer ihrer Studienrichtungen vor Studienbeginn eine andere Vorstellung und war von den Inhalten enttäuscht. Im folgenden Zitat kommt die Anpassungsleistung diesbezüglich klar zum Ausdruck.

„Jetzt gefällt es mir aber eigentlich schon. Man muss sich halt daran gewöhnen“ (I 2, 13-13).

Die zweite Studentin geht mit fehlender Übereinstimmung mit den eigenen Vorstellungen anders um. Ihrer bisherigen Erfahrung nach sind zwar Ehrgeiz und Hartnäckigkeit wichtige Voraussetzungen für eine gute Absolvierung der Ausbildung und sieht sich auch selbst als eine konsequente Person. Wenn jedoch eine Ausbildung nicht ihren Vorstellungen entspricht, dann orientiert sie sich um, wodurch sie in ihren Augen auch nicht ihre Ausdauer einbüßt. Die Befragte hatte bereits einen Studiumsabbruch kombiniert mit einem motivierten Neubeginn und sie schließt eine weitere Schwerpunktverschiebung in ihrem Studium nicht aus.

„Also man muss wirklich selbst dahinter sein und oft ziemlich hartnäckig und ehrgeizig sein, also aber es macht sich nachher auch bezahlt, kann man sagen (...) Ich war eigentlich immer hartnäckig und das, was mich interessiert hat, habe ich eigentlich immer angefangen und probiert es zu schaffen und zu meistern und wenn es halt nicht Meines war, dann habe ich wieder aufgehört (...) Ja, ich bin nach der HAK auf eine FH gegangen (...) und da habe ich mir zuerst gedacht nach der HAK, ja, das ist voll Meines und so und das probieren wir und das machen wir und habe mich auch angestrengt, aber ich habe nachher gemerkt, nein das ist überhaupt nicht Meines. (...) Ja, aber ich habe angefangen, ich habe es probiert, habe mich angestrengt, aber naja, wenn es halt nicht passt (...) Ganz etwas Neues jetzt noch einmal anzufangen habe ich eigentlich nicht vor.

Ich möchte nur mehr jetzt noch Y machen, weil X* ist jetzt doch anders als ich eigentlich geglaubt habe, auch als ich es beschrieben gelesen habe und jetzt möchte ich mehr mit Y* machen, ja“ (I 4, 15-25).*

Dennoch fühlt sich die Interviewte von ihrem Umfeld zur Beibehaltung der Ausbildung unter Druck gesetzt. Jener Druck, sich für einen Ausbildungsabbruch rechtfertigen zu müssen, ist auch einer Schulabbrecherin nicht neu. Sie hatte aufgrund eines Lebensentwurfes, für den keine höhere Ausbildung notwendig war, die Schule vorzeitig beendet. Das legitimiert sie nach außen, indem sie betont, dass sie schon immer einen klaren Lebensentwurf gehabt hätte. Obwohl sie angibt, definitiv die richtige Entscheidung getroffen zu haben, holt sie die Matura nach. Die junge Frau bevorzugt die Matura gegenüber der Studienberechtigungsprüfung, um sich Optionen offen zu halten.

„Ich habe es ihnen so erklärt einfach, dass ich immer gewusst habe, dass ich das machen will und dass ich es gleich machen will und die Matura immer noch nachmachen kann und auch immer noch weitermachen kann, weil mir stehen dann echt alle Wege offen“ (I 6, 41-41).

Zusätzlich wird im Interview klar, dass diese Interviewte teilweise an ihren bereits getroffenen Entscheidungen zweifelte.

„Zeitweise muss ich zugeben, habe ich gezweifelt auch, ob das jetzt wirklich so richtig war, vor allem in dem Vorbereitungsjahr, weil das ziemlich von der Klassengemeinschaft her auch nicht gepasst hat und das war, ja, da ist es mir nicht so gut gegangen in diesem Jahr. Da habe ich oft gezweifelt, war das jetzt die richtige Entscheidung“ (I 6, 39-39).

Ein anderer Befragter begründet seinen Schulabbruch durch die damals fehlende Motivation zur Fortsetzung der Ausbildung. Die Notwendigkeit, eine Klasse wiederholen zu müssen, wirkte dabei verstärkend. Auch er holt mittlerweile die Matura nach. Dieser junge Mann berichtet von keinem äußeren Druck zum Beibehalten einer Ausbildung sondern eher zum Weiterführen eines Familienbetriebes.

* Die Daten wurden zur Wahrung der Anonymität des/der Interviewten abgewandelt.

„Ich meine, ich komme immer wieder auf den Betrieb zurück, weil es einfach ein großer Bestandteil in meinem Leben ist und ich träume davon sogar, fast jede Nacht“ (I 8, 35-35).

Eine Interviewte entschloss sich zu weiteren Ausbildungsschritten um der Arbeitslosigkeit zu entgehen. Rückblickend ist sie aber sehr zufrieden mit der Entscheidung zur nachschulischen Ausbildung und blickt sehr positiv auf diese. Allerdings sehnt sie sich nach dem Ausbildungsabschluss und der Berufstätigkeit.

„Und damals, als ich von der Schule herausgekommen bin, nach der Matura, da war überhaupt kein Job da und daheim herumsitzen, das halte ich nicht aus und deshalb habe ich irgendetwas machen müssen“ (I 7, 92-92).

Der Arbeitslosigkeit zu entkommen stellt aber nicht für jeden eine rasch bewältigbare Aufgabe dar. Eine Interviewte mit eher niedriger Qualifizierung, deren Karriere von einigen Brüchen gekennzeichnet ist, musste sich bisher hauptsächlich mit Flexijobs herumschlagen.

„Ich war über viele Leihfirmen und du weißt eh, da kannst du drei, vier Monate arbeiten und dann sagen sie ‚pfati‘“ (I 10, 17-17).

Obwohl die junge Frau dieser Situationen etwas abgewinnen kann, da sie viele verschiedene Firmen kennenlernt, belasten sie die ständigen Bewerbungen und dabei speziell das Ausbleiben der Rückmeldungen. Außerdem musste sie sich in ihrer bisherigen Karriere mit schlechten Arbeitsbedingungen arrangieren.

„Erstens waren gar keine Leute. Zweitens war ich die einzige Person dort oben. Es hat keine Vertretung für irgendetwas gegeben. Und du hast, ja, am Sonntag hast du frei gehabt, deine Überstunden hast du nicht gezahlt bekommen, also wirklich eine Katastrophe. Ich habe wirklich ein Händchen für die tollen Firmen gehabt“ (I 10, 19-19).

Auch den Abbruch ihrer ersten Lehre bezieht die Befragte auf schlechte Arbeitsbedingungen und Differenzen mit dem Chef. Demgegenüber steht ein junger

Mann, ebenfalls mit Lehrabschluss, der das rasche Abwechseln von Berufstätigkeit und Arbeitslosigkeit als selbstgewählt betrachtet oder als Resultat aus einer fehlenden Kompetenz zum Festlegen.

„Das war immer so, einmal drei Monate da, einmal einen Monat daheim oder zwei Monate daheim, dann einmal ein halbes Jahr da und dann wieder eine Zeit daheim, weil ich bin kein Mensch, der sich irgendwo festlegt. Oder ich kann es einfach nicht. Ich würde es gerne können, aber ich kann es nicht. Ich halte das nicht aus. Ich weiß nicht, warum das so ist“ (I 1, 21-21).

Ein Lehrabschluss kann im Gegensatz zu diesen Erfahrungen auch viele Optionen bieten. Ein junger Interviewter verfügt bereits über seine eigene Firma. Die Selbstständigkeit wird von ihm sehr positiv wahrgenommen. Er genießt seine selbstbestimmte Tätigkeit, sieht aber trotzdem die Risiken darin.

In der Auseinandersetzung mit den Erfahrungen der jungen Erwachsenen wird deutlich, dass die Befragten über sehr unterschiedliche Möglichkeiten und manche über sehr eingeschränkte Optionen gerade im Bezug auf die berufliche Qualifizierung verfügen. Die Strukturen beeinflussen die Entscheidungen, aber determinieren diese nicht. Die Individuen entscheiden sich selbst und hinter diesen Entscheidungen stehen Motivationen.

5.2.2 Motivationen für Entscheidungen

Basis der beruflichen oder ausbildungsbezogenen Entscheidungen ist bei den Interviewten eindeutig das persönliche Interesse, was auch von den Befragten konkret betont wird. Dieses Interesse wurde bei der Hälfte der interviewten jungen Frauen und Männer, bewusst oder unbewusst, von „Role models“ geweckt, die hauptsächlich durch die Eltern verkörpert wurden. Die jungen Erwachsenen wählten die gleiche oder eine verwandte Berufssparte wie ihre „Role models“, die sich alle in ihrem näheren Umfeld befanden.

„Und dann habe ich mir gedacht, ich mache X^{}, weil mich das immer schon interessiert hat. Meine Mutter ist X^{*} (...) und ja dahingehend bin ich schon ein bisschen in die Richtung sozusagen vorbelastet“ (I 2, 15-15)*

Manche Entscheidungen, die sich im Rückblick durchaus als positiv erweisen, werden als Zufallsprodukte aufgefasst. So berichtet eine Studentin, sie habe ihr favorisiertes Studienfach begonnen, da das Studienfach erster Wahl Kombination erforderte. Der Aufbau der Selbstständigkeit eines Befragten war das Ergebnis aus der Suche nach einer neuen Herausforderung, „Spaß“ an der Tätigkeit und nach eigenen Angaben Zufall.

„Das hat sich nachher sehr zufällig ergeben, sehr sehr zufällig, weil ich mehr arbeiten wollte noch als nur die Lehre da drinnen. Das war mir zu wenig die acht Stunden am Tag. Da war ich nicht ausgelastet. Dann habe ich nebenbei etwas gesucht, bin zufällig in die Branche gekommen und dadurch hat es sich immer mehr entwickelt. Es hat mir Spaß gemacht, darum habe ich es gemacht. Jetzt bin ich da“ (I 9, 39-39).

Bei eingeschränkten beruflichen Optionen treten den Interviews zufolge extrinsische Motivationen in den Vordergrund. In diesen Fällen sind der Verdienst und vor allem die Verfügbarkeit von Jobs wichtige Kriterien bei Entscheidungen über Ausbildung oder Beruf. „Second-choice-Wahlen“ sind hier nicht ungewöhnlich.

„Sagen wir so, ich habe zwar die Ausbildung, zum Beispiel meine Lehre habe ich gemacht, obwohl ich gewusst habe, das ist sicher nicht das, was ich mein Leben lang machen werde, aber ich habe halt etwas machen müssen. Dann habe ich halt das hergenommen, was am ehesten noch in Frage kommt. (...) Weil bevor ich aus Protest das nicht mache, weil ich nicht habe, was ich mir wünsche, da schneide ich mir ja nur selbst in den Finger, vom Geld her jetzt, damit ich überleben kann, quasi, damit ich es mir leisten kann, das Leben (...) Weil momentan denke ich so, ich will nie mehr in ein Werk, aber es bleibt mir wahrscheinlich nichts Anderes übrig, solange ich nicht etwas Besseres im Kopf habe oder eine bessere Möglichkeit habe“ (I 1, 23-43)

* Die Daten wurden zur Wahrung der Anonymität des/der Interviewten abgewandelt.

5.2.3 Unterstützung bei Entscheidungen

Die zu treffenden Entscheidungen werden zum Teil als sehr schwierig empfunden. Bei den jungen Erwachsenen zeigt sich ein ganz unterschiedlicher Unterstützungsbedarf. Dies schlägt sich auch in der Bewertung der Unterstützungsformen nieder. Die Bewertung gibt also nicht nur Auskunft über die Qualität der Unterstützung, sondern auch über den individuellen Bedarf. Im folgenden Zitat einer Studentin kommen eine große Orientierungslosigkeit und ein großer Unterstützungsbedarf zum Ausdruck.

„Ich finde, vor allem nach der Matura ist das so schwierig, etwas zu finden, weil es eine so große Auswahl gibt. Du kannst praktisch alles machen. Und du bekommst aber nicht wirklich irgendwo eine Hilfe dazu, was du jetzt machen kannst oder irgendetwas, sondern einfach, okay, du hast jetzt die Matura und ja, viel Glück weiterhin. Und nachher kannst du alles machen und ja, okay, was machst du jetzt, wohin gehst du, was machst du, FH, Uni, arbeiten“ (I 4, 29-29).

Bei den Befragten insgesamt stellt die Familie die wichtigste Unterstützungsinstanz bei beruflichen Entscheidungen dar. Zu beachten ist allerdings, dass speziell die jungen Frauen und Männer, die ohnehin sehr gefestigt in ihren Entscheidungen sind, die Familie als unterstützend wahrnehmen und das hauptsächlich, da ihnen freie Berufswahl gewährt wird. Nur in zwei Fällen wird wirklich von einem gemeinsamen Informieren oder Beratung durch die Eltern gesprochen. Generell ist die familiäre Unterstützung also weniger inhaltlich als eine Form des Zugestehens von Freiheiten.

„Also sie haben mich nie zu etwas gezwungen, zum Beispiel du musst ins Gymnasium gehen und du musst die Matura machen und du musst das machen sondern sie haben mir da immer freie Wahl gelassen, auch wenn es oft nicht im ihrem Sinne war, aber sie haben es mich da immer so machen lassen wie ich es wollte. Und da bin ich so froh, wirklich, weil, ja, ich könnte es mir jetzt nicht anders vorstellen, dass ich es irgendwie anders gemacht hätte“ (I 6, 29-29).

Eine interviewte Studentin empfindet das Zulassen der freien Berufsentscheidung eher als Ausbleiben der Hilfe bei Orientierungsprozessen.

In den Interviews zeichnet sich die Tendenz ab, dass weniger gebildete junge Erwachsene auch weniger Unterstützung, aber vielmehr Druck von der Familie erfahren.

Der Druck zum Fortsetzen der Berufstätigkeit wird von einem Interviewten sehr negativ beschrieben und als Einmischung sowie mangelndes Verständnis für die eigenen Einstellungen interpretiert.

„Über die Lehrzeit hat es halt eh funktioniert, die Lehre habe ich durchgezogen und so, aber nachher, als das angefangen hat nach dem Zivildienst mit einmal arbeiten und kündigen, sind sie voll heiß worden auf mich, alle miteinander, die ganze Familie, weil sie nicht verstanden haben, (...) man soll etwas gerne machen und nicht ungern, weil sonst macht es einen ja nur im Kopf fertig und das verstehen manche halt überhaupt nicht. Oder die denken da ganz anders. Eine ältere Generation ist vielleicht, die sind einfach vom Denken her so. Früher haben sie noch nicht die Möglichkeit gehabt oder so viele Möglichkeiten wie es heutzutage gibt, eine Arbeit zu kriegen, und die waren irgendwie glücklicher darüber, dass sie eine Arbeit haben“ (I 1, 57-59).

Ob die Familie als Unterstützungsinstanz wahrgenommen und wie die familiäre Unterstützung angenommen wird, ist also sehr individuell.

Die Ausbildungsinstitutionen als mögliche Instanzen für berufliche Orientierungsprozesse werden von einigen jungen Erwachsenen ebenfalls kritisch beleuchtet. Zwei der Interviewten fühlen sich durch die Schule in unzufriedenstellender Weise informiert beziehungsweise für nachschulische Ausbildungswege vorbereitet. Von zwei jungen Frauen werden Informationsveranstaltungen von Schulen und Hochschulen noch am ehesten als brauchbar angesehen.

„Ich war auch einmal zum Tag der offenen Türe da, auf der KF und da habe ich eigentlich schon viel mitgekriegt (...) In der achten Klasse hätten sie mehr tun können, also Information praktisch. Das habe ich schon von mehreren Leuten gehört, dass da eben zu wenig war und dass sie mehr erwartet hätten, so Vorbereitung auf das Uni-Leben und so, weil da sind wir doch irgendwie in das kalte Wasser gestoßen worden. Da hätte ich mir mehr erwartet“ (I 2, 31-33).

Durch die Interviews wird der Eindruck vermittelt, dass speziell Einzelpersonen auf gewinnbringende Weise Unterstützung bieten können. Eine junge Frau berichtet vom Einsatz der Direktorin ihrer Schule für ihren Ausbildungsplatz und ein junger Mann von

der Bereitstellung der schulischen Ressourcen und Unterstützung zur Vorbereitung auf ein Aufnahmeverfahren zur höheren Ausbildung.

„Das war eigentlich ziemlich toll. Da bin ich in meine Schule gegangen, in meine alte, ich meine, ich komme mit allen Lehrern super-gut aus, und habe gesagt, ich brauche, das und das und das, X^{} hilf mir bitte, ja passt (...) und das war eigentlich ziemlich super, muss ich sagen“ (I 3, 33-33).*

Tatsächliche Unterstützung zur Orientierung stellt aber auch diese Hilfestellung nicht dar. In diesen Fällen ist die schulische Unterstützung also eher profitabel, wenn man schon ein Ziel vor Augen hat.

Nur eine junge Frau äußert sich zur institutionellen Unterstützung durch das AMS. Schulungen und Vermittlungsversuche werden von ihr als nicht verwertbar angesehen und die Institution als nicht am Individuum interessiert erlebt.

„Und auch vom AMS her, ich kenne das von mir selbst, die schicken dich in Schulungen, die du wirklich absolut gar nicht brauchst, und, weiß ich nicht, die gehen eigentlich nicht wirklich auf die Person dort ein und dann schicken sie dich eben zu irgendwelchen Firmen hin, wo du auch überhaupt gar nichts damit anfangen kannst. Eher sehr schlecht, würde ich einmal sagen. Also ich weiß nicht, da müsstest du selbst die Initiative ergreifen und irgendwo hingehen, weil vom AMS oder so halte ich gar nichts“ (I 10, 27-27).

5.2.4 Gegenwartsorientierung oder Zukunftsplanung?

Der Generation der jungen Erwachsenen wird häufig eine Gegenwartsorientierung unterstellt, die sich in dieser Studie verifizieren lässt. Großteils wird in beruflichen Belangen nicht zielorientiert geplant. Es werden nur dann Entscheidungen getroffen, wenn sie unausweichlich sind. Zwei junge Frauen wussten schon sehr früh, welchen Beruf sie erlernen beziehungsweise welche fachliche Richtung sie einschlagen wollten, und legten sich auch relativ früh fest, indem sie schon eine spezialisierte schulische Ausbildung wählten, stellen unter den Befragten allerdings die Ausnahmen dar.

* Die Daten wurden zur Wahrung der Anonymität des/der Interviewten abgewandelt.

Die übrigen interviewten jungen Erwachsenen treffen ihre beruflichen Entscheidungen sehr spontan, ohne ein längerfristig angelegtes Ziel zu verfolgen. Gerade bei der Gruppe der Studierenden war die Lebenssituation am Ende der schulischen Karriere von unterschiedlichen und teilweise sehr gegensätzlichen Lebensentwürfen geprägt. Drei der Studierenden waren zwar entschlossen eine hochschulische Ausbildung zu absolvieren; welche dies sein sollte, entschied sich aber bei allen sehr kurzfristig. Wie bereits erwähnt, stellte der Studienbeginn bei einer Studentin eine Experimentierphase mit Umorientierungen dar. Zwei andere Studierende legten sich zwar zu Studienbeginn klar und langfristig fest, verwarfen aber diverse für sie attraktive Studienrichtungen. Der Grund dafür lag bei beiden jungen Erwachsenen in den Zugangsbeschränkungen und den Auswahlverfahren, denen sie sich stellen müssten. Aufgrund der Annahme, dass sie bei der Aufnahme scheitern würden, schlossen sie die Studienrichtungen im Vorhinein aus.

„Eigentlich habe ich nicht genau gewusst, was ich machen will. Ich wollte zuerst Sport eben studieren und dann habe ich mich aber anders entschieden wegen der Aufnahmeprüfung, weil die doch ziemlich schwer ist und da hätte ich viel trainieren müssen dafür. (...) Ziemlich kurzfristig eigentlich dann. Ja, eigentlich im August dann nach der Matura und ja, dann habe ich mich inskribiert“ (I 2, 15-17).

Ein Student musste neben dem Abwägen der Studienrichtung generell die Entscheidung über die Realisierung seiner Studienoption treffen. Er hätte sich auch eine Auswanderung und eine Arbeit im Ausland gut vorstellen können.

Auch diejenigen, die eine Lehre absolvierten, entschieden sich komplett spontan.

„Mit 15 habe ich angefangen und auch mit 15 entschieden (...) Zeugnis und jetzt muss etwas her, quasi so“ (I 1, 37-39).

5.2.5 Berufliche Zukunftsperspektiven

Obwohl die Entscheidungsfindung der jungen Erwachsenen so spontan erfolgte, identifizieren sie sich gut mit ihrer Wahl und wollen die eingeschlagenen Richtungen beibehalten. Diese Tendenz zeigt sich in allen Bildungsschichten. Von manchen Interviewten wird dieses Beibehalten jedoch relativiert. Vier der Befragten sind komplett gefestigt in ihrer Entscheidung und schließen Revidierung aus. Die anderen erwähnen

durchaus Aspekte, wie das Warten auf bessere Optionen, Umorientierungen innerhalb eines Fachbereichs oder die Unplanbarkeit der Zukunft.

„Ja, ich meine, ich sage, ja, sicher momentan schon, (...) aber ich meine, ich bin ja quasi noch ein Frischling. Also es kann noch viel passieren, aber momentan muss ich sagen, passt es ganz gut“ (I 3, 35-35).

Im Bezug auf die Arbeitsmarktoptionen blicken die befragten Frauen und Männer sehr optimistisch in die Zukunft und schätzen die Jobchancen mit der eigenen Ausbildung ausgesprochen gut ein. Zwei befragte junge Frauen, die am Ende ihrer Ausbildung stehen, berichten bereits von Jobangeboten. Auch der arbeitslose junge Mann mit Lehrabschluss bewertet seine Jobaussichten gut, obwohl sich das nicht mit seiner momentanen Realität deckt.

„Obwohl ich momentan überhaupt keine Arbeit finde, muss ich sagen, ich habe doch eine Lehre gewählt, wenn nicht sogar die beste von allen (...) mit den meisten Chancen eine Arbeit zu kriegen“ (I 1, 49-51).

Zwei der Studierenden merken trotz des optimistischen Blickes auf den Arbeitsmarkt die Anforderungen desselbigen an. Sie meinen, dass Flexibilität gefragt wäre und betonen ihre eigene Mobilitätsbereitschaft.

„Man muss flexibel sein. Ich glaube nicht, dass ich in Müzzuschlag etwas bekomme, aber wenn es in Graz etwas ist oder in Wien, ist es mir eigentlich auch egal, oder irgendwo anders. Ich bin da recht offen“ (I 2, 29-29).

Ein anderer Student sieht die Hürde eher im Studium als im Zugang zum Arbeitsmarkt. Er stellt sich den Berufseinstieg eher einfach vor. Neben diesen optimistischen Ansichten herrschen auch zwei negativere Sichtweisen unter den Befragten vor. Eine interviewte Studentin erwartet schlechte Jobaussichten speziell in ihrer Fachrichtung, bleibt jedoch hoffnungsvoll. Die arbeitslose junge Frau mit Lehrabschluss nimmt eher den gesamten Arbeitsmarkt als chancenlos wahr.

5.3 Familiäre Situation

Im vorangegangenen Kapitel wurde gezeigt, dass die Bewältigung des ausbildungs- und berufsbezogenen Übergangs sowie die Konstruktion und Realisierung beruflicher Lebensentwürfe komplex sind und die diversen Arten der Unterstützung sich schwierig gestalten. Im folgenden Kapitel soll beleuchtet werden, ob und in welcher Form die Herkunftsfamilie Einfluss auf die Lebensentwürfe hat, Unterstützung im Übergang leistet sowie ob und in welchem Ausmaß sie Entscheidungen mitbestimmt. Anschließend wird auch das darin enthaltene Konfliktpotenzial analysiert.

5.3.1 Einfluss der sozialen Herkunft auf die beruflichen Lebensentwürfe

Hinsichtlich des Einflusses der sozialen Herkunft auf den beruflichen Werdegang sind die Interviewten geteilter Meinung. Abgesehen von den Studierenden wird dieser Einfluss eher angezweifelt und auch die Frage eher umgangen. Im Gegensatz dazu sind alle Studierenden, die alle aus höheren Bildungsschichten stammen, überzeugt, dass die soziale Herkunft die berufsbezogenen Lebensentwürfe prägt. Eine Studentin ist der Ansicht, dass in diesen Milieus mehr Verständnis für den Wunsch nach einer höheren Bildung vorherrscht und die jungen Erwachsenen nicht so sehr in Richtung rasche finanzielle Unabhängigkeit gedrängt werden.

„Ich glaube schon, dass das zusammenhängt, irgendwie. Ich meine, ich habe mich jetzt noch nicht so viel damit beschäftigt, aber ich kann mir schon vorstellen, dass, wenn beide Eltern jetzt gleich also selbst arbeiten gegangen wären, dass die vielleicht auch nicht so hinter dem Studium gewesen wären beziehungsweise dass sie nachher auch nicht so Verständnis gehabt hätten, dass ich jetzt unbedingt studieren möchte und noch etwas weitermachen will (...) Die, die nach dem Schulabschluss arbeiten gegangen sind, die haben da nicht so Verständnis. Das habe ich schon herausgehört, (...) ja, und wieso, und warum ich nicht arbeiten gehe und ob ich nicht mein Geld verdienen will und so abhängig sein will von den Eltern und so“ (I 4, 55-57).

Die zwei studierenden Männer vermuten, dass in weniger gebildeten Milieus elterliche Unterstützung für die jungen Erwachsenen generell eher ausbliebe. Ihrer Meinung nach müssten diese jungen Frauen und Männer, wenn sie eine höhere Ausbildung absolvieren

möchten, auf sich selbst gestellt erhöhten Arbeitseinsatz aufweisen oder dieses Unterstützungsdefizit durch Intelligenz kompensieren.

„Ja, in der Schule habe ich mir das oft gedacht, dass eigentlich andere Schüler, die aus einem anderen sozialen Umfeld kommen (...) aus einer Arbeiterfamilie oder so, dass die oft klüger sind als ich und dass das halt dann so gerecht verteilt ist, dass die halt ein bisschen gescheiter sind und ich habe halt ein bisschen mehr Hilfe. So habe ich mir das immer irgendwie vorgestellt, dass sich das so die Waage hält. Weil das war wirklich so. Die Gescheiteren, ist mir vorgekommen, ja, die waren da ein bisschen aus einem, ja, ich weiß nicht wie man da sagen soll, aus einer anderen sozialen Schicht halt mehr oder weniger und die haben aber dafür ein bisschen mehr Hirn gehabt, ist mir vorgekommen, also intellektuell jetzt so ein bisschen. Ja und mir hat dann halt wer wieder einmal auf die Finger geklopft“ (I 3, 57-57).

5.3.2 Familiäre Unterstützung im Übergang

Die Interviews mit den Studierenden lassen erkennen, dass die Unterstützung durch die Eltern von dieser Gruppe sehr wertgeschätzt wird. Es ist anzunehmen, dass die elterliche Unterstützung tatsächlich sehr viel zu den Lebensentwürfen beiträgt. Speziell für eine höhere Ausbildung beziehungsweise für eine längere Ausbildungszeit wird sie unerlässlich. Alle Interviewten, die sich noch in Ausbildung befinden, werden von den Eltern finanziell gefördert, was sie auch als Grundvoraussetzung für die Realisierung der Ausbildung werten. Diese Gruppe der jungen Erwachsenen pflegt allerdings generell ein gutes Verhältnis zu ihren primären Bezugspersonen, was aber auch auf einen Druck zum Arrangieren mit der Familie aufgrund finanzieller Angewiesenheit hinweisen kann. Dennoch muss ein Blick über die finanzielle Förderung hinausreichen, denn die jungen Frauen und Männer, die sich in Ausbildung befinden, werden großteils auf mehreren Ebenen unterstützt, was sie sehr schätzen. Neben der materiellen Unterstützung wird eine Interviewte schulisch beziehungsweise fachlich unterstützt, was natürlich aufgrund der gleichen beruflichen Richtung erst ermöglicht wird. Die in Ausbildung stehenden jungen Erwachsenen erfahren aber vor allem auch emotionalen Rückhalt.

„Auf jeden Fall, sie sind hinter mir gestanden, sie waren mit guten Zusprüchen für mich immer da, also sie haben, eben auch wenn es nicht nach ihrem Sinn gegangen ist, sie haben mich trotzdem in dem unterstützt, was ich gewollt habe“ (I 6, 33-33).

Sich unterstützt fühlen ist jedoch ein subjektives Empfinden und deutet nicht zwangsweise auf große Unterschiede hin. Außerdem kann weniger Unterstützung auch von den jungen Frauen und Männern beabsichtigt sein. Eine junge Frau, die ihre Ausbildung bereits abgeschlossen hat, verzichtet gezielt auf die finanzielle Unterstützung durch die Eltern, was ihr durch ihre frühe Autonomie möglich ist. In ihrem Fall ist trotz geringerer Unterstützung ein relativ gutes Verhältnis zu den Eltern gegeben.

„Eigentlich relativ gut. Also ich kann mit ihnen über alles reden, aber auch eben so finanziell und solche Sachen, ich könnte es haben, wenn ich wollte, aber ich will das nicht, das, nein“ (I 10, 37-37).

Einem Interviewpartner ist adäquate Unterstützung allerdings fremd. Seine Familiensituation ist von unsicheren Familienverhältnissen geprägt. Er bemängelte das fehlende Verständnis, Würdigung und Zutrauen ihm gegenüber. Seiner Empfindung nach war die familiäre Unterstützung im bisherigen Lebensverlauf erzwungen und auf die Grundbedürfnisse reduziert. Aus diesem schlechten Verhältnis resultierten Konflikte und schließlich Distanzierung.

„Ich bin schon unterstützt worden, aber in der oberflächlichen Hinsicht, (...) gefühlsmäßig eher weniger. Ich habe eher mehr das Gefühl gehabt, dass sie das so zwanghaft machen. Somit hat sich das irgendwie auch dann, das ist wahrscheinlich auch der Grund, dass das so ist, das Verhältnis (...) Ja, dass ich einfach gesagt habe, hey, aus, ich mache jetzt selbst, lässt mich echt in Ruhe, alle. Ich mag das nicht, wenn ich merke, es macht irgendwer etwas für mich, aber das tut er ungern, zwanghaft“ (I 1, 74-82).

Trotz fehlender familiärer Unterstützung ist es möglich einiges zu erreichen. Obwohl keine Unterstützung durch die Familie vorhanden ist, der Kontakt auf ein Minimum reduziert ist und der Familie keine Einblicke in das Leben gewährt werden, konnte sich ein Interviewter seine Firma aufbauen.

„Die haben das eigentlich erst erfahren, als es nachher soweit war. Irgendwann habe ich halt einmal gesagt, du ich habe eine eigene Firma, eigentlich. Das haben sie vorher nicht so ganz mitgekriegt“ (I 9, 49-49).

Die familiären Beziehungen sollten nicht generell als unabänderbar aufgefasst werden. Ein junger Erwachsener bezieht sich im Interview speziell auf dieses Phasenhafte und erklärt eine eher reduzierte Kommunikation und ein ambivalentes Verhältnis aus der eigenen komplexen Lebenslage heraus und betont ein prinzipiell gutes Verhältnis. Aus folgendem Zitat lässt sich lesen, dass Entscheidungen nicht unbeeinflusst von der Familie sind.

„Durch das Unklare, das jetzt auch bei mir gerade im Moment da ist, ich meine, das kann nur an mir liegen, das ist mir bewusst, meine Eltern sind sehr herzlich und das passt eigentlich alles, ist die Kommunikation ein bisschen zurückgetreten (...) Mit meinem Vater mehr oder weniger was das Geschäft anbelangt ist eigentlich das meiste, was gesprochen wird, sonst über, ja ich meine, über die Zukunft, was meine Zukunft betrifft, rede ich nicht viel, weil, ich weiß nicht, da verkrieche ich mich auch ein bisschen ihm gegenüber zumindest, ich weiß nicht, weil ich irgendwie das Gefühl habe, dass ich ihm vielleicht irgendwie dann mit meinen anderen Zukunftsplänen irgendwie ja nicht beleidige, aber irgendwie habe ich das Gefühl, aber ich glaube nicht, dass es so ist. (...) Nein, es ist eigentlich so, es passt eigentlich alles, aber es passt auch irgendwie nicht alles, weil irgendwie ja eine Entscheidung fällig ist“ (I 8, 27-31).

5.3.3 Einfluss der Herkunftsfamilie auf Entscheidungen

Obwohl sich die befragten jungen Erwachsenen in ihren Entscheidungen gerne sehr autonom präsentieren, trifft tatsächlich nur ein Interviewter seine Entscheidungen komplett unbeeinflusst von seiner Familie. Das kann mehrere Gründe haben. Einerseits wird dieses Ergebnis auf seinen mangelnden Kontakt mit der Familie zurückgeführt, andererseits auf seine schon länger dauernde finanzielle Autonomie.

Die jungen Frauen und Männer wurden in den Interviews nach dem Einfluss der Familie auf die Wohnsituation und auf die ausbildungsbezogenen oder beruflichen Entscheidungen gefragt. Die Wahl der Wohnsituation wird von den jungen Frauen und Männern, die nicht mehr im Bezirk Mürzzuschlag leben, als eine Angelegenheit

angesehen, die für sie immer schon geklärt war, die keine Alternativen zuließ und in der familiären Konversation keiner Artikulation bedurfte.

„Ja, ich habe eh eine Wohnung jetzt in Graz. Und das war eigentlich auch von Anfang an klar“ (I 4, 47-47).

Dass es sich für die jungen Frauen und Männer um eine so „klare Sache“ handelt, mag daran liegen, dass die Faktoren, die zu einem Umzug führten, objektiv-äußere Faktoren waren und das Verlassen von Mürzzuschlag als Notwendigkeit für die Ausbildung angesehen wurde. Eine Interviewte bringt zum Ausdruck, dass ihre Mutter in ihrer Ausbildungszeit ebenfalls eine Wohnung bezogen hatte und deshalb Empfehlungen in diese Richtung gab.

Bei den Befragten, die in Mürzzuschlag wohnen, ist die Entscheidung über die Wohnsituation beziehungsweise über Bleiben oder Abwandern schon eher ein Diskussionspunkt. Ein interviewter junger Mann sieht den Verbleib in seiner Gemeinde als von der Familie mitbestimmt, jedoch stellen die Präferenzen der Familie nur einen Entscheidungsfaktor unter mehreren dar.

Das Verbleiben in der Herkunftsgemeinde steht häufig in direktem Zusammenhang mit der Wahl des Berufes oder der Ausbildung. Der junge Mann, der schon an mehreren Stellen des Interviews den Druck zur späteren Übernahme des Familienbetriebes anmerkte, sieht sich bezüglich der Wahl einer potenziellen weiteren Ausbildung und somit bei der Entscheidung über den Wohnort stark von der Familie beeinflusst. Es handelt sich hierbei aber nicht um eine direkte Einschränkung seiner Zukunftsoptionen von Seiten der Familie, sondern eher um eine einflussstarke Erwartungshaltung.

„Und natürlich ist es selbst eine Entscheidung gewesen, natürlich ich kann auch jederzeit sagen, dass ich sage, ja, ich mache etwas Anderes und die Freiheit lässt auch mein Vater mir, nur es ist irgendwie eine stille Erwartung schon irgendwie da gewesen (...) Und das ist halt für mich irgendwie, ja, das Naheliegendste gewesen, dass ich vielleicht einmal da weitermache. Und das war eben die stille Erwartung irgendwie, was schon bei mir irgendwie die Entscheidung ja nachgegeben hat“ (I 8, 17-17).

Ein Druck von der Familie zur Fortsetzung einer Ausbildung ist gerade bei den Befragten mit brüchigen Ausbildungsbiografien eine häufige familiäre Beeinflussungsform.

Bei drei der befragten Studierenden, die sich prinzipiell als unbeeinflusst in ihren Entscheidungen wahrnehmen, prägt die Familie die ausbildungsbezogenen Entscheidungen mit. Es wird kein Zwang ausgeübt, sondern die Einwirkung auf die jungen Erwachsenen erfolgt indirekt.

„Nein, also sie haben mir nichts hineingeredet. Ich habe alles frei entscheiden können. Eben von der Mama bin ich ein bisschen vorbelastet, weil sie das auch macht und mich das schon immer fasziniert hat“ (I 2, 49-49).

5.3.4 Familiäre Konflikte in Bezug auf Lebensentscheidungen

In der Lebensphase, in der sich die jungen Erwachsenen befinden, bleiben diese zu einem großen Teil länger auf die Familie angewiesen. Dabei darf auch die Thematik der Konflikte und des Umgangs damit nicht unberücksichtigt bleiben. Mithilfe der Interviews können drei Tendenzen aufgezeigt werden.

Aus einer geringen Konflikthäufigkeit – drei der interviewten jungen Frauen geben an, dass überhaupt keine Themen mit Konfliktpotenzial in der Familie existieren würden – kann geschlossen werden, dass die einzelnen Familienmitglieder eine gute Form der Bewältigung der Angewiesenheiten seitens der jungen Erwachsenen gefunden haben und sich gut miteinander arrangieren.

Allerdings, und darauf bezieht sich eine weitere Tendenz, werden in vielen Fällen die Konflikte nicht ausgetragen, sondern Strategien der Vermeidung angewandt. Ein Interviewter, der sich in einer herausfordernden Lebensphase befindet, die durch viele Entscheidungssituationen gekennzeichnet ist, erklärt, dass die Kommunikation in der Familie bereits zurückgegangen sei. Das Thema des Weiterführens des Familienbetriebes wird als klassisches Konfliktthema zwischen Vater und Sohn angesehen, es kommt aber eher selten als dieses zur Sprache. Somit muss der junge Mann seinen eigenen Umgang damit finden, was wiederum innere Konflikte fördert.

„Nein, nein, Konflikte in dem Sinne hat es noch keine gegeben, wenn, dann waren es nur bei mir Konflikte, dass ich in meinem Hirn irgendwie Aussetzer gehabt habe, dass ich nicht mehr gewusst habe, wie“ (I 8, 31-31).

In zwei Fällen wird die gesamte Energie in die Vermeidung investiert. Dies hat zur Konsequenz, dass diese beiden Befragten eine sehr distanzierte Beziehung zur Familie pflegen. Ein Interviewter schließt seine Familie komplett aus seinem Leben aus und empfindet jede Annäherung der Eltern als Belästigung.

„Es ist einfach so, dass mit gewissen Leuten mag ich nicht reden (...) Irgendwann haben sie es eingesehen, so quasi ‚hallo‘, ‚grüß euch‘, ‚pfiat euch‘, aber nicht wirklich viel mehr“ (I 9, 55-61).

Obwohl in den Interviews Konflikte vorzugsweise vermieden werden, ist das nicht die einzige Bewältigungsstrategie. In manchen Familien wird durchaus die Aushandlung der Konflikte bevorzugt.

Eine dritte Tendenz betrifft eine Verlagerung der Konfliktthematiken. In den Interviews kam zum Ausdruck, dass die Auseinandersetzungen in der Jugendzeit hauptsächlich von „jugendlichem Grenzen-Austesten“ handelten und sich jetzt auf die außerfamiliären Themen Beruf und Ausbildung verlagern. Jetzt geht es um eine rasche, erfolgreiche und konsequente Ausbildungsabsolvierung und um eine berufliche Karriere ohne Brüche. Dabei wird von den Eltern als Vorlage der normalbiografische Lebensentwurf herangezogen.

„Und sonst, ja, ich meine, sicher, der Papa ist immer so, dass er sagt, also ich war eben beim Bundesheer, ich war dann nach zwei Monaten untauglich, ja und natürlich sofort im Wintersemester anfangen zu studieren. Da habe ich gesagt, nein, sicher nicht, ich fahre fort und das interessiert mich nicht und ich gehe ein bisschen arbeiten und so, aber das ist eh, ja, Konflikte, das ist eh überall so“ (I 3, 53-53).

Zwei Interviewte benannten das Konfliktpotenzial im Ausbildungsabbruch beziehungsweise in der brüchigen Erwerbskarriere. Auf das Unverständnis, mit dem sie sich konfrontiert sehen, wird allerdings unterschiedlich reagiert, in einem Fall mit Rechtfertigung, im anderen Fall mit Vermeidung, Rückzug und Aggressionsabbau im Sport.

Trotz der starken Bedeutung der Themen Ausbildung und Beruf findet noch ein weiteres Thema Relevanz. Gerade bei früher räumlicher Trennung von den Eltern ist die

Loslösung problematisch. In zwei Interviews erwähnen die jungen Frauen, beide Einzelkinder, dass den Eltern der Loslösungsprozess von ihnen schwer fiel. Auch dieses Thema wurde in beiden Fällen in der Familie nicht artikuliert.

„Ja, ich meine, sicher, die Abkapselung, weil ich doch ein Einzelkind bin auch und dass sie mich da auslassen war sicher nicht so leicht, auch wenn sie es nicht so gezeigt haben“ (I 7, 59-59).

5.4 Soziales Netzwerk und Vernetzung

Das Netzwerk ist in Übergangssituationen auf zwei Arten relevant. Einerseits stellt es in vielen Fällen eine wichtige Unterstützungsinstanz während des Wandels der Lebensbereiche dar und andererseits befindet es sich selbst im Wandel. Der Bereich Freizeit erweist sich als wesentlich stabiler.

5.4.1 Wandel des sozialen Netzwerkes und der Freizeit im Übergang

Die jungen Frauen und Männer verbringen unabhängig von ihrem derzeitigen Wohnort die Freizeit oft in der Heimatgemeinde. Alle Befragten, die den Bezirk Müzzschlag verlassen haben, besuchen in der Regel jedes oder zumindest jedes zweite Wochenende ihre Heimatgemeinde. Ein Befragter bleibt speziell mit dem Heimatbezirk vernetzt, nämlich über diverse Vereine.

„Am Wochenende bin ich meistens im Müzztal, weil ich eben bei der Musik mitspiele, da haben wir oft Proben und so und Volleyballverein“ (I 5, 51-51).

Erweiterte Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung in der Stadt gegenüber dem ländlichen Raum werden nur von einer Abgewanderten speziell angesprochen. Sie schätzt vor allem die Shoppingmöglichkeiten in Graz. Dennoch nützen mehrere nach Graz Abgewanderte die Ausgehmöglichkeiten dort. Eine junge Frau beschreibt die Nutzung von Angeboten in Graz und in der Heimatgemeinde folgend:

„Also ich nütze Graz, ich meine, ab und zu zum Fortgehen oder so oder dass ich einmal jetzt wirklich ins Kino gehe irgendwo, wenn nicht soviel zu lernen ist, aber hauptsächlich nütze ich das herunter zum Lernen, dass ich am Wochenende wirklich Zeit habe für meine Freunde daheim“ (I 6, 47-47).

Auch die Personen, die im Bezirk wohnen, gehen ihren Freizeitinteressen hauptsächlich dort nach. Die Freizeitgestaltung der interviewten jungen Menschen bleibt relativ konstant. Aus keinem Interview kann ein Wandel der Freizeitinteressen abgeleitet werden.

Die Veränderungen des sozialen Netzwerkes sind komplexer. Generell haben die sozialen Bezüge der jungen Frauen und Männer Bestand. Abgesehen von zwei Interviewten pflegen die jungen Erwachsenen vor allem langjährige Freundschaften mit Personen aus dem Heimatbezirk. Das soziale Netzwerk ist aber auch nicht als komplett veränderungsresistent aufzufassen. Eine räumliche Distanz zum Freundeskreis trägt schon grundlegend zu einem Wandel des Netzwerkes bei. Die Hälfte der Befragten erklärt eine Reduktion der freundschaftlichen Beziehungen durch einen Wegzug, sowohl durch den eigenen, als auch durch den der Freunde.

„Naja, ich meine, es sind auch viele weggefallen mehr oder weniger, weil dann studiert einer in Wien. Es sind halt wirklich, es ist einfach die Gruppe übrig geblieben, das einfach das sich einfach am längsten kennt und am besten versteht“ (I 3, 71-71).

Gerade diese Situation bietet aber auch die Gelegenheit neue Beziehungen und vor allem auch ein heterogenes Netzwerk aufzubauen. Mit Ausnahme einer jungen Frau, die keine Veränderungen bezüglich ihres Freundeskreises verzeichnet, erweiterten die jungen Erwachsenen ihr soziales Netzwerk beziehungsweise steigerten dessen Heterogenität. Reduktion und Erweiterung schließen einander in diesem Kontext nicht aus, sondern können zeitgleich als Aspekte des Wandels angesehen werden. Zum Beispiel vermerken zwei junge Männer eine Verminderung der Kontakte in der Heimatgemeinde und eine gleichzeitige Erweiterung der Beziehungen in Graz.

Eine Interviewte verfügt mittlerweile über ein heterogenes Netzwerk im Sinne einer relativ weiten Streuung ihrer Kontakte. Ihre Kontakte reichen über die Bezirksgrenzen und über die Grenzen von Graz hinaus. Eine andere junge Frau, die aufgrund beruflicher

Umorientierungen häufige Wechsel ihrer Sozialkontakte verzeichnet, verfügt insofern über ein heterogenes Netzwerk, als ihre Kontakte im Bezug auf die Kategorie Alter weit gestreut sind. Dem Alter entsprechend werden von ihren Kontakten auch unterschiedliche Funktionen erfüllt.

„Ja, ich habe da verschiedene Freunde. Also mit der einen kann ich voll gut über das Arbeiten reden, dann mit der anderen eben über meinen Freund, also die sind alle irgendwie aufgeteilt. Das liegt aber daran, dass die alle sehr unterschiedlich alt sind. Ich habe zum Beispiel eine, die ist 18, dann meine andere Freundin ist 37, dann die andere ist 28, also alles so kreuz und quer“ (I 10, 57-57).

Eine weitere Form der Heterogenität kommt in den Interviews mit zwei Männern zum Ausdruck, die beide bereits berufstätig sind. Bei ihnen wird deutlich, dass ihr soziales Netzwerk nicht ausschließlich aus der Familie und dem Freundeskreis besteht, sondern um KundInnen und FirmenpartnerInnen erweitert wurde.

„Ich kenne, also bei mir ist das ein bisschen verschwommen zwischen Freunden, Kunden, Firmenpartner, das schwimmt alles ein bisschen (...) hat sich extrem viel erweitert“ (I 9, 71-77).

5.4.2 Einfluss des Freundeskreises auf Entscheidungen

Wie viel Einfluss dem Freundeskreis hinsichtlich ausbildungs- und berufsbezogener Entscheidungen und damit verbunden hinsichtlich der Wahl des Wohnortes zukommt, variiert beträchtlich. Alle interviewten Frauen und ein interviewter Mann treffen ihre Entscheidungen autonom und unbeeinflusst von den FreundInnen. Das wird weniger auf die Unterscheidungskategorie „Geschlecht“ als auf die Persönlichkeit zurückgeführt. Eine befragte junge Frau wählte schon zu einem frühen Zeitpunkt in der Jugendphase einen Ausbildungsweg, der nicht dem des Freundeskreises entsprach. Als Reaktion versuchte dieser sie umzustimmen, aber sie realisierte ihre Vorstellungen.

„Und es haben zwar ein paar gesagt, magst du nicht dableiben und wieso machst du das eigentlich und so, aber ich weiß nicht, ich war da immer so ein Sturkopf und ich habe mir das in den Kopf gesetzt gehabt. Ich wollte das und also ich war da beinhart und ich habe das einfach gemacht, weil ich es wollte“ (I 6, 59-59).

Der junge Mann, der sich bereits selbstständig gemacht hat, sieht in autonom getroffenen Entscheidungen eine essentielle Kompetenz für Personen in leitenden Positionen.

„Wenn du dich so viel beeinflussen lässt, dass deine Freunde sagen, was du beruflich machst, und vor allem, wenn du dich selbstständig machst, dann kannst du dich schon nicht selbstständig machen, weil dann bist du kein Chef. Als Chef musst du ein bisschen ein Arsch sein und sagen, so machen wir es. Wenn der sagt, nein, dann musst du sagen, so machen wir es“ (I 9, 85-85).

Im Kontrast zu diesen Ansichten hat bei einem Interviewten der Freundeskreis beträchtlichen Einfluss auf seine Entscheidungen. Die Auswirkungen auf die Beziehungen im Falle eines Wegzugs bereiten dem Befragten, der in seiner Heimatgemeinde lebt, Bedenken. Seine Unsicherheit hinsichtlich der Konsequenzen beim Verlassen des Bezirks entwickelte er aufgrund negativer Erfahrungen bei Umzügen seiner FreundInnen. Dennoch spricht er sich dagegen aus, dass der Freundeskreis die eigenen Entscheidungen diktiert und stellt sich nicht prinzipiell gegen örtliche Veränderungen.

„Weil man kriegt das ja mit, ich meine, es sind ja auch Abschiede gewesen in den letzten Jahren (...) Und da kommt man halt dann auch schon ins Denken, wenn du dann selbst die Entscheidung triffst, dass du weggehst, und wie das dann ist, wenn du wiederkommst und ja. Aber ich sage, wenn man die Entscheidung treffen will, dann soll man das machen und da sieht man dann eh, wo dann wirklich die Freunde sind, die einem weiterhin einfach auch noch, die weiter bestehen, ohne dass man vielleicht jetzt täglich oder wöchentlich, monatlich sich meldet“ (I 8, 75-75).

Ein anderer Befragter erwähnt ebenfalls die Scheu vor dem Aufbau eines neuen sozialen Netzwerkes im Falle einer Abwanderung aus dem Bezirk.

Die jungen Männer, die bereits in Graz wohnen, trafen die Entscheidung ein Studium in Graz aufzunehmen, unter anderem da auch ein Teil des Freundeskreises den Wohnort nach Graz verlagerte. Einer der Interviewten sieht sich im Hinblick auf die Unabhängigkeit vom Freundeskreis in einem Prozess befindlich und sieht es als ein Ziel der Studienzeit, dass man autonomer in seinen Entscheidungen wird.

„Ja, ich meine, wenn jetzt keiner von denen, die jetzt da sind, nach Graz gegangen wäre, dann hätte ich es mir auch überlegt. Das glaube ich schon. Weil, ich meine, wenn alle irgendwo anders sind und dann alleine da, hätte ich mir, glaube ich, auch überlegt. (...) Ich glaube, da ist dann irgendwann einmal die Zeit da, wo man sich ein bisschen abnabeln muss von dem Ganzen, weil im Studium geht dann eh jeder seinen eigenen Weg mehr oder weniger. Da muss man dann ein bisschen egoistischer werden. Also egoistischer, das hört sich so blöd an, ein bisschen ich-bezogener halt in seinen Entscheidungen“ (I 3, 77-77).

5.4.3 Unterstützung durch den Freundeskreis

Ebenso wie die Beeinflussung durch den Freundeskreis unterscheiden sich die Unterstützungsbedarfe der jungen Erwachsenen ganz entscheidend. Es werden ein verschiedenes Ausmaß und verschiedene Formen der Unterstützung erwünscht und getätigt.

Der junge Mann, der sich bereits selbstständig gemacht hat, klammert familien- und berufsbezogene Angelegenheiten aus den Gesprächen mit Freunden aus und zieht für sich auch keinen Nutzen aus derartigen Gesprächen.

„Reden kann ich immer mit ihnen, aber nur bringen tut es mir nichts, weil, was habe ich davon“ (I 9, 79-79).

Familiäre und ausbildungsbezogene Themen stellen in der Regel schon Inhalte in den Konversationen der Freundeskreise dar, allerdings in unterschiedlichen Formen. In den Freundeskreisen der jungen männlichen Studierenden dominieren studiumsbezogene Themen, aber nicht im Kontext der Unterstützung, sondern der Konkurrenz.

„Also berufliche Themen sind immer in heißer Diskussion, wer das schwerere Studium macht und mehr Geld verdient einmal und so, das ist oft so“ (I 5, 63-63).

Obwohl dieser Befragte keine Anerkennung von seinem Freundeskreis erfährt, schätzt er die Ehrlichkeit und Geradlinigkeit seiner FreundInnen. Emotionale Unterstützung bekommt er von sehr wenigen ausgewählten Personen, während der andere Student der Ansicht ist, dass das Geben emotionaler Unterstützung einen Freundeskreis generell charakterisiert. Für drei weitere Befragte ist die gegenseitige emotionale Unterstützung ebenfalls ausgewählten Personen vorbehalten. Diese Interviewten tauschen sich mit Frauen und Männern aus, die eine ähnliche Denkweise haben beziehungsweise sich auf der gleichen Ausbildungsstufe oder überhaupt in der gleichen Ausbildung befinden. Im Zitat relativiert ein Befragter die Unterstützungsleistung des ausgewählten Personenkreises, indem er angibt, dass seine Freunde nur beinahe immer für ihn verfügbar seien und ein komplettes Vertrauen nur sich selbst entgegengebracht werden könnte.

„Man kann ja eigentlich niemandem vertrauen nur sich selbst (...) Zu viel Vertrauen ist ja auch nicht, ja, macht einen irgendwie angreifbar. Es gibt halt Leute, die nutzen das aus, aber das kristallisiert sich eh schnell heraus, wer das ist. Aber im Großen und Ganzen kann ich, wenn ich Hilfe brauche, wenn ich irgendetwas brauche, wenn ich etwas tun will oder so, ist schon fast immer irgendwer da, ja (...) Ja, weil wir eben alle eigentlich so ungefähr vom gleichen Schlag sind, vom Denken her. Schon, ja“ (I 1, 114-116).

Für diesen jungen Mann ist auch die Bereitschaft zur finanziellen Unterstützung ein Thema, die bei kleinen Beträgen in seinem Freundeskreis auch vorhanden ist. Bei den übrigen jungen Erwachsenen dominieren emotionale Hilfestellungen auf unterschiedliche Weisen. Bei zwei Interviewten geht diese Unterstützung soweit, dass ihr soziales Netzwerk oder Teile davon als Familienersatz fungieren. Eine Befragte definiert eine Freundin, von der sie Unterstützung und Anerkennung erfährt, folgendermaßen:

„Ja, das, würde ich sagen, das ist meine ältere Freundin. Also die, ich will nicht sagen, dass sie quasi so mama-mäßig ist, aber eben, weil sie schon viel älter ist und quasi eben viel mehr Erfahrung hat und so weiter. Das ist eigentlich schon die, würde ich schon sagen, ja“ (I 10, 61-61).

Ein Interviewpartner erfährt die emotionale Unterstützung weniger aktiv als durch Zuhören. Im Zusammenhang mit emotionaler Unterstützung hebt eine weitere Befragte die kritische Meinungsäußerung und das Hinterfragen der Entscheidungen positiv hervor. In einem anderen Fall wird ein gemeinsames Feiern von Erfolgen als Form der Anerkennung und Unterstützung wertgeschätzt. In den Interviews wird also deutlich, dass die Funktionen der Netzwerke im Übergang stark variieren.

5.5 Mobilität

Was die Mobilität anbelangt zeigt sich bei den jungen Frauen und Männern ein sehr einheitliches Bild. Folgend werden zuerst die Motive erläutert, um gegebenenfalls mobil zu werden. Diese sind bei allen InterviewteilnehmerInnen ähnlich. Im Anschluss wird die Bereitschaft zur Mobilität analysiert und auch im Hinblick darauf kann die Gruppe der befragten jungen Erwachsenen als homogen angesehen werden. Ein weiteres zentrales Thema im Zusammenhang mit Mobilität ist die Frage nach der Attraktivität der Großstadt beziehungsweise der Heimatgemeinde. Diesbezüglich ist ebenfalls eine klare Tendenz erkennbar.

5.5.1 Gründe für Mobilität

Bei allen abgewanderten jungen Erwachsenen waren ausschließlich Ausbildungsnotwendigkeiten als Gründe für die Mobilität relevant, intrinsische Motivationen gab es keine. Bei den in Müzzuschlag Verbliebenen zeigt sich nur ein Interviewter aus subjektiven Gründen ambitioniert den Bezirk zu verlassen. Die bereits beruflich Etablierten weisen keine Motivation zur Mobilität auf und die arbeitslose Befragte zieht eine Abwanderung aus beruflichen Gründen in Erwägung. Die Mobilität ist also weitestgehend auf strukturelle Gegebenheiten zurückzuführen.

5.5.2 Mobilitätsbereitschaft

Die jungen Frauen und Männer erweisen sich als wenig mobilitätsbereit, wenn es sich um weitere Distanzen handelt. Fünf der sechs Abgewanderten sahen keine Alternativen zu Graz beziehungsweise Wien.

„weil ich gleich gesagt habe, ich will nach Graz und nicht nach Wien. Etwas anderes hat mich sowieso nicht interessiert. Und in Deutschland oder so studieren wollte ich auch überhaupt nicht“ (I 5, 37-37).

Auch bei den Verbliebenen wird Mobilität über die Bundeslandgrenze hinaus nicht realisiert und Umzugsmobilität generell kommt eher nicht konkret in den Plänen vor.

Der Pendelmobilität stehen die jungen Frauen und Männer komplett abgeneigt gegenüber. Keine interviewte, abgewanderte Person zieht Pendeln in Erwägung. Diese Option wurde von den jungen Erwachsenen nicht deshalb ausgeschlossen, um in der Stadt zu leben, sondern wird vielmehr als anstrengend, zeitintensiv und unvereinbar mit dem Studienalltag angesehen.

„Wie ich von Anfang an gesagt habe, Pendeln kommt eigentlich nicht für mich in Frage. Weil ich habe so einen zerrütteten Plan jetzt auch noch und dass ich für eineinhalb oder zwei Stunden Vorlesung zwei Stunden im Zug sitze, das kommt für mich nicht in Frage, weil da brauche ich nicht studieren gehen dann“ (I 4, 86-86).

Auch aus der Gruppe der Verbliebenen erwähnt eine Befragte, dass sie die Wohnstätte bevorzugt in der Nähe ihrer Arbeitsstätte vorsieht. Auf die Pendelmobilität wird aber aufgrund fehlender Relevanz von den in Mürzzuschlag Wohnenden nicht eingegangen.

Die Interviewten, die ihre Herkunftsregion verlassen haben, können nicht im klassischen Sinne als abgewandert gelten, denn sie haben ihren Lebensmittelpunkt nicht wirklich verlagert und verbringen noch knapp die Hälfte ihrer Zeit im Mürztal. Entsprechend der Gründe für die Mobilität verbringt der Großteil der Interviewten die für die Ausbildung notwendige Zeit in Graz und die Freizeit, was auch die Ferienzeiten inkludiert, im Bezirk Mürzzuschlag.

„Also ich fahre meistens in dem Semester immer donnerstags heim, weil ich am Donnerstag und Freitag nichts mehr habe auf der Uni und dann bin ich eben das Wochenende zuhause“ (I 2, 57-57).

5.5.3 Großstadtattraktivität oder Ortsgebundenheit?

Die Großstadt hat für die Interviewten keine Anziehungskraft. Die Attraktivität der Stadt Graz liegt für zwei der Befragten speziell in dem geringeren Urbanisierungsgrad von Graz im Vergleich zu Wien.

„In Wien hätte ich mich absolut nicht wohlgefühlt. Da wäre mir einfach zu viel Lärm gewesen und zu viele Leute und zu viele Autos und ja, alles, zu viel Stress einfach. Und es ist in Graz doch ein bisschen, es gibt mehr Grünflächen und es ist doch ein bisschen heimeliger noch als Wien, weil wenn man so ein Landei ist irgendwie und dann gleich bum Wien. Das ist schon ein bisschen heftig dann“ (I 2, 51-51).

Nur ein Befragter, der im Bezirk Mürzzuschlag wohnt, sucht eine stärkere Anonymität. Die Option in eine Großstadt zu übersiedeln wird dennoch nicht realisiert. Seine angestrebte Wohnstadt Kapfenberg ist aber schon stärker urbanisiert als Mitterdorf. Die jungen Frauen und Männer schätzen die Region und die Wohnqualität im Mürztal, unabhängig davon, ob sie derzeit dort wohnen. Sieben der Interviewten geben das auch konkret an.

„Und das Wohnen ist ja nicht so schlecht da. Du bist in einer Stunde in Graz, in einer Stunde in Wien und so ist es gemütlich, vor allem für Modellfliegen und so, du hast da überall Platz, oder klettern, da hast du gleich überall Berge“ (I 9, 113-113).

Die jungen Erwachsenen präsentieren sich sehr ortsgebunden und die Vernetzungen mit dem Mürztal sind, wie bereits erwähnt, bei allen befragten Abgewanderten sehr stark ausgeprägt. Aus dieser starken Wertschätzung der Heimatortschaften resultiert auch ein Wunsch zur späteren Rückkehr bei den Abgewanderten und ein Wunsch zum Verbleib beim Großteil der Ortsansässigen. Abgesehen von einer Interviewten können sich alle abgewanderten jungen Frauen und Männer eine Rückkehr in den Bezirk zu einem früheren oder späteren Zeitpunkt vorstellen.

„Also, ich meine, wenn ich wieder nach Mürz hinaufziehe, macht es mir auch nichts aus. Das macht mir auch nichts aus, das wäre auch schön“ (I 6, 77-77).

Auch die im Bezirk Wohnenden schließen eine Zukunft dort nicht aus. Dem entgegen stehen allerdings die wahrgenommenen Jobchancen. Die Zukunftswünsche basieren sehr stark auf beruflichen Aspekten und es werden bisher noch kaum andere Lebensbereiche integriert. Die Möglichkeiten am Arbeitsmarkt in der Region Mürzzuschlag und dem Einzugsgebiet stellen sich den weggezogenen jungen Erwachsenen unabhängig von ihren generellen Einschätzungen der Jobchancen mit der eigenen Ausbildung als sehr beschränkt dar.

„Bei uns daheim sehe ich meine Jobchancen ehrlich gesagt als sehr gering, wenn nicht sogar gegen null (...) Bei uns oben ist es eher nicht so gut und da habe ich in Graz schon mehr Möglichkeiten“ (I 4, 100-100).

Drei Interviewte schaffen es trotzdem optimistisch in die Zukunft zu blicken und glauben, dass sich Optionen zur Verwirklichung ihrer beruflichen Vorstellungen und damit zur Rückkehr in die Heimatregion bieten könnten. Die Ortsansässigen, die sich beruflich bereits etabliert haben, nehmen die Region als Ressource wahr und nützen diese auch. Dementsprechend sind sie auch der Ansicht, dass sie ihre Zukunftsvorstellungen im Bezirk gut verwirklichen könnten.

„Ja, definitiv. Also ich glaube, dass man sich da entwickeln kann“ (I 8, 89-89).

Diejenigen, die derzeit keiner Erwerbsarbeit nachgehen, haben eine pessimistischere Sicht auf den regionalen Arbeitsmarkt und meinen eher weniger Perspektiven im Bezirk Mürzzuschlag zu haben.

5.6 Wohnform

Die begehrteste Wohnform der Studierenden ist die Wohngemeinschaft. Nur eine befragte Studentin wählte eine Single-Wohnung, aber unter anderem deshalb, weil ihre FreundInnen, als sie nach Graz übersiedelte, bereits in Wohnungen untergebracht waren und für sie als MitbewohnerInnen nicht mehr verfügbar waren. Unter den Interviewten wird eher auf bereits bekannte, nahestehende Personen zum Teilen einer Wohnung zurückgegriffen, aber nicht ausschließlich.

Von den beiden jungen Frauen in Ausbildung wohnt eine mit ihrem Partner zusammen und die andere in einem Wohnheim. Im zweiten Fall wird die geringe Bindung an die Unterkunft deutlich, denn von dieser Befragten wird betont, dass sie gleichzeitig zum Wohnheim im Elternhaus leben würde.

„Ich wohne also in Graz eben mit meiner Mitbewohnerin (...) im Wohnheim und zu hause mit meinen Eltern in einer Wohnung auch“ (I 6, 61-61).

Aus den Wohnsituationen der Interviewten, die bereits die Ausbildung abgeschlossen haben beziehungsweise bereits berufstätig sind, lässt sich schließen, dass finanzielle Autonomie nicht automatisch mit dem Auszug aus dem Elternhaus einhergeht. Die beiden derzeit Berufstätigen teilen sich den Haushalt mit ihren Eltern, wobei von beiden aber eine mehr oder weniger große Distanz wertgeschätzt wird. Das wird auf unterschiedliche Weise realisiert. Ein Befragter sucht sich Rückzugsbereiche innerhalb des gemeinsamen Hauses, der andere sieht die gemeinsame Wohnung nur als Schlafstätte an, da er beruflich hochmobil ist und auch in der Freizeit einen Abstand sucht. Den Verbleib im elterlichen Haushalt begründet er mit dem Resultat einer Kosten-Nutzen-Kalkulation.

„Sagen wir einmal so, die Zeit, die ich in Mitterdorf bin, die schlafe ich bei den Eltern daheim, aber das ist irgendwann heimkommen in der Nacht und in der Früh wieder raus. Wohnen ist da ein bisschen übertrieben, das ist eher nur schlafen“ (I 9, 89-89).

Die beiden jungen Erwachsenen mit abgeschlossener Lehre leben schon eine geraume Zeit alleine oder in einer Wohnform mit Partner. Bei dieser Interviewten, die mit ihrem Partner zusammenlebt, sind bereits höhere Ansprüche an die Wohnqualität bemerkbar,

was noch deutlicher in ihrer Vorstellung über die zukünftige Wohnsituation zum Ausdruck kommt, denn sie spart gemeinsam mit ihrem Partner auf Wohneigentum.

„Weil auf die Dauer eine Wohnung ist ein bisschen, ich meine, es ist okay, aber es erhöht sich ja jedes halbe Jahr (...) und das ist dann einfach zu viel, weil das kann ich dann für ein Haus auch zahlen. Und dann gehört das wirklich mir und ich kann dann dort alles machen, was ich will, umbauen und was weiß ich, alles einfach, mit einem Garten und so, weil wir haben ja nur einen Balkon und das ist furchtbar“ (I 10, 79-79).

Anhand der unterschiedlichen Vorstellungen über die Wohnsituationen in naher Zukunft wird die Heterogenität in den Lebensphasen der jungen Erwachsenen sichtbar. Die beiden Frauen, die am Ende ihrer Aus- oder Weiterbildung stehen, planen schon sehr konkret ihren Umzug. Eine der beiden sieht eine befristete Rückkehr mit ihrem Partner in das Elternhaus vor.

„Weil wir nur mehr bis Juni die Wohnung haben, aber wir sind beide vom Müritztal, wir ziehen dann wieder heim (...) zu mir heim“ (I 7, 98-100).

Abgesehen von dieser Interviewten beabsichtigen die jungen Erwachsenen aber in der kommenden Zeit keine Rückkehr. Dennoch sind die Wohnformen der bereits Ausgezogenen äußerst flexibel. Gerade die Wohngemeinschaften erweisen sich örtlich und ihrer Zusammensetzung als unsicher. Diese Wohnarrangements werden aber zum Teil schon kurzfristig und wandelbar angelegt, wie das Zitat des jungen Erwachsenen belegt, der nach Kapfenberg ziehen möchte.

„Jetzt habe ich beschlossen, dass ich nach Kapfenberg ziehe mit einem Freund und seiner Freundin zusammen, wobei es nicht sicher ist, ob die jetzt dann ewig da drinnen bleiben werden oder wie lange. Aber ich werde halt sicher die Möglichkeit haben, dass ich die Wohnung, also dass wir jemanden anderen finden, einen Ersatz quasi, dass die WG weitergeführt werden kann oder bis ich halt etwas anderes gefunden habe, was ich tun will oder so etwas“ (I 1, 142-142).

Die jungen Männer im elterlichen Haushalt können als sogenannte „Nesthocker“ bezeichnet werden. Ein Befragter scheint in keinem Fall zu einem Auszug motiviert zu sein, solange er den Bezirk nicht verlässt.

„Also ich sehe da keinen Sinn, dass ich zumindest in Mitterdorf oder irgendwo anders eine Wohnung mir anlegen sollte. Wenn es irgendwie die Zukunft das bringen sollte, dass ich woanders bin, ist das natürlich etwas Anderes, aber zumindest was das Mürztal betrifft, würde ich nirgends anders hinziehen“ (I 8, 81-81).

Der andere junge Mann koppelt seinen Auszug an eine mögliche zukünftige Paarbeziehung und möchte das Elternhaus nur verlassen, um im Anschluss mit einer Partnerin den Haushalt zu teilen.

5.7 Typologie der Lebensentwürfe

In diesem Kapitel erfolgt eine Darstellung unterschiedlicher Lebensentwürfe. Es wurde versucht, aus den Angaben in den Interviews wesentliche Klassifikationskriterien für Lebensentwürfe herauszufiltern und die interviewten jungen Frauen und Männer bestimmten Typen zuzuordnen. Die Typologie beansprucht nicht vollständig zu sein, denn natürlich existiert in der Realität eine Vielzahl an Lebensentwürfen. Diese Darstellung will vielmehr einen zusammenfassenden Überblick über die befragten jungen Erwachsenen und ihre spezifische biografische Lage geben und die zentrale Frage nach den Lebensentwürfen übersichtlich beantworten.

5.7.1 Der normalbiografische Lebensentwurf

Einem derartigen Lebensentwurf liegt eine lineare höhere Ausbildung zugrunde. Die jungen Erwachsenen, die diesem Lebensentwurf folgen, haben die Schule ohne Brüche mit Matura abgeschlossen, sind motiviert ihr Studium beziehungsweise eine Weiterbildung auf ähnliche und rasche Weise zu absolvieren und anschließend in die Berufswelt einzutreten. Dabei blicken sie optimistisch in die Zukunft. Sie verfolgen mittlerweile klare Ziele. Von der Familie erfahren sie eine für sie persönlich adäquate, vielseitige Unterstützung und Rückhalt. Familienmitglieder fungieren außerdem vielfach als „role-models“. Die jungen Frauen und Männer, deren Lebensentwürfe dem

normalbiografischen entsprechen, verfügen über ausgeprägte Kontakte in Mürzzuschlag. Aufgrund dieser Beziehungen und der unterschiedlichen familiären Unterstützungsformen sind sie auch gut mit Mürzzuschlag vernetzt und streben eine Rückkehr dorthin an. Die Interviewten zwei, drei, fünf und sieben gestalten ihr Leben entsprechend der Normalbiografie. Daran kann man bemerken, dass ein normalbiografischer Lebensentwurf noch immer attraktiv für die jungen Erwachsenen ist.

5.7.2 Der nicht-lineare Lebensentwurf

Dieser Lebensentwurf ist im Bereich Ausbildung und Beruf durch alternative Wege sowie Umwege gekennzeichnet. Er ist in allen Bildungskontexten vorzufinden. Die jungen Erwachsenen, die ihr Leben nach diesem Modell ausrichten, haben häufig Ausbildungsabbrüche und motivierte Neubeginne, erleben Ausbildungs- und Erwerbsphasen abwechselnd beziehungsweise parallel oder erweisen sich als erfolgreich mit weniger anerkannten beziehungsweise unkonventionellen Lebenswegen. Viele ihrer Entscheidungen basieren diesbezüglich auf glücklichen, zufälligen Fügungen. Ihre Zukunftsperspektive ist hoffnungsvoll. Teilweise wird versucht, sich nach einer Festlegung neue Optionen zu eröffnen. Die Form und Intensität der familiären Unterstützung ist in diesem Typus sehr unterschiedlich. Die Abgewanderten sind im Vergleich zu VertreterInnen des normalbiografischen Typus weniger vernetzt mit Mürzzuschlag. Das Netzwerk der jungen Erwachsenen dieses Typs ist durch Heterogenität gekennzeichnet. Ortsansässige, deren Lebensentwürfe diesem Typus zugeordnet werden, können die Region für sich als Ressource nutzen. Die Interviewten vier, sechs, acht und neun können diesem Typus zugeordnet werden.

5.7.3 Der resignierende Lebensentwurf

Charakteristisch für diesen Lebensentwurf sind „Second-Choice-Wahlen“. Junge Erwachsene, die diesem Typ folgen, trafen ihre Ausbildungsentscheidungen weniger nach ihren Interessen, als nach Verfügbarkeit. Ausbildungsabbrüche oder das Abwechseln von prekären Arbeitsverhältnissen und Arbeitslosigkeit sind häufige Konsequenzen daraus und stellen für diesen Typus eine Norm dar. Dieser Lebensentwurf ist in niedrigeren Bildungsschichten angesiedelt. Die resignierenden Interviewten blicken

demotiviert in die Zukunft. Die Haltung der jungen Erwachsenen entspricht einem Abwarten auf bessere Optionen. Die Ziele dieser jungen Frau und des jungen Mannes sind eher unkonkret und auf eine kurze Frist angelegt. Sie können auf wenig Unterstützung beziehungsweise Ressourcen von den Familien zurückgreifen. Die Region Müzzuschlag wird von ihnen als einschränkend erlebt. Die Lebensentwürfe der Interviewten eins und zehn entsprechen dem resignierenden Typus.

6 Diskussion

Die Lebensperiode der jungen Erwachsenen wird einem Strukturwandel unterzogen. Betrachtet man den Übergang vom Jugend- zum Erwachsenenstatus, kann dieser nicht mehr als verlängerte Jugendphase interpretiert werden, sondern weist Merkmale eines eigenständigen Lebensabschnittes auf. Entsprechend dieser unklaren Situation können sich auch die jungen Frauen und Männer nicht mehr klar den Erwachsenen oder den Jugendlichen zuordnen. In den Interviews wird deutlich, dass die Teilnehmenden unterschiedliche Selbstkonzepte vertreten. Walther et al. (1997, S. 246) bestätigen, dass diese Eingliederungen von den jungen Menschen aufgrund mangelnder Zukunftssicherheit eher abgelehnt werden.

Im Zuge von Pluralisierungstendenzen haben sich die Lebensentwürfe der jungen Erwachsenen immer mehr ausdifferenziert (vgl. Stauber/Walther 2002, S. 114), was Freiheiten zum Experimentieren mit verschiedenen Lebensformen bereit hält. Andererseits werden Lebensentwürfe immer unsicherer und weniger planbar. Aus der Unplanbarkeit der Zukunft resultieren verstärkte Gegenwartsorientierung (vgl. Walther et al. 1997, S. 249f.) und der Versuch sich Optionen offen zu halten (vgl. Walther/Stauber 2002, S. 269). Die in dieser Erhebung Interviewten sind ebenfalls sehr gegenwartsorientiert. Die beruflichen Lebensentwürfe wurden spontan konstruiert, haben aber zum Teil für die jungen Erwachsenen eine erstaunliche Verbindlichkeit. Daraus kann geschlossen werden, dass die Normalbiografie ihre Attraktivität nicht einbüßt, obwohl in wissenschaftlichen Diskursen die Erosion des Normallebenslaufs prognostiziert wird (vgl. Walther/Stauber 2007, S. 31). Die Erreichbarkeit der Normalbiografie ist daher angesichts gewandelter Arbeits- und Ausbildungsstrukturen in Frage gestellt (vgl. Walther/Stauber 2002, S. 271). Auf der anderen Seite versuchen einige Befragte selbst ihre Lebensentwürfe auf Reversibilität auszurichten. Den

theoretischen Ansätzen zufolge müssen Lebensentscheidungen auch manchmal rückgängig gemacht werden, wenn sie an die Grenzen der Umsetzbarkeit stoßen (vgl. Stauber/Walther 2002, S. 114f.).

Entgegen der Tatsache, dass verschiedene Lebensentwürfe existieren, orientieren sich Institutionen noch immer an der Normalbiografie (vgl. Walther/Stauber 2002, S. 279). Aus den Interviews ist zu entnehmen, dass der Druck hin zur Realisierung eines normalbiografischen Lebensentwurfes eher von den Subjekten selbst und von deren Eltern stammt.

Vom Arbeitsmarkt wird eine normalbiografische Entwicklung nicht gefördert. Laut Arnold (2002, S. 211) müssten die jungen Erwachsenen wegen der schwierigen Zugänge in die Erwerbswelt pessimistisch in die Zukunft blicken. Aus den Interviews können jedoch optimistische Zukunftsperspektiven abgeleitet werden.

Die regionalen Zukunftsaussichten in Mürzzuschlag sehen jedoch anders aus. Häufig können die höhergebildeten Befragten, die aus dieser Region stammen, keine Alternative zur Abwanderung erkennen. Mobilität ist demzufolge strukturbedingt. In kollektivistischen Theorien werden ebenfalls die objektiven Strukturen als Gründe für Mobilität herangezogen (vgl. Schneider et al 2002, S. 87ff.).

Dass Mobilität auf fehlende Ortsbindung hinweist (vgl. Kaiser 1993, S. 25ff.), die den jungen Erwachsenen oft unterstellt wird (vgl. Schneider et al. 1999a, S. 265ff.), kann durch die Interviews nicht bestätigt werden. Die befragten jungen Erwachsenen schätzen die Region Mürzzuschlag sehr und sind stark mit dem Bezirk vernetzt.

Die jungen Frauen und Männer am Land sehen sich allerdings häufig mit widersprüchlichen Emotionen konfrontiert: Einerseits wollen sie in ihrer Region verbleiben und andererseits kann diese ihnen nicht die passenden ausbildungs- und berufsbezogenen Perspektiven bieten (vgl. Chilla 2008, S. 260ff.). Da junge Menschen als karriereorientiert gelten und für sie kaum familiäre Verpflichtungen bestehen, wird in dieser Entscheidungssituation meist die Abwanderung vorgezogen (vgl. Schneider et al. 2002, S. 83f.), primär in Städte. Für weniger urbanisierte Gebiete, wie Mürzzuschlag, kann das problematische Folgen haben. Die Alterung der ländlichen Bevölkerung schreitet immer mehr voran (vgl. Ressler/Mayer 2007, S. 66ff.) und schränkt die Innovationsfähigkeit der Region aufgrund eines Mangels an jungen Menschen ein. Abwanderungsgebenden sollten ihr vorhandenes Potenzial nützen und weiterentwickeln, um sich für junge Bevölkerungsgruppen attraktiv zu machen (vgl. Chilla 2008, S. 260ff.).

Als weitere Konsequenz der Umzugsmobilität wandeln oder reduzieren sich die sozialen Netzwerke und sind in diesem Fall nicht ortsungebunden, wie Tully und Baier (2006, S. 97f.) vermuten. Umzüge der Befragten der vorliegenden Studie erfolgen nicht aufgrund einer ausgeprägten Präferenz für Großstädte. Generell nimmt die junge Bevölkerungsgruppe Ballungsräume allerdings als attraktiv wahr (vgl. Spellerberg 1999a, S. 84f.). Bezüglich der Pendelmobilität kommen die vorliegende Studie und andere empirische und theoretische Beiträge zum gleichen Ergebnis, und zwar, dass bei jungen Erwachsenen ein Umzug dem Pendeln vorgezogen wird (vgl. Schneider 1999a, S. 261ff.).

Obwohl die Lebensqualität im Elternhaus wertgeschätzt wird, ist der Rückkehrwille dorthin bei den Interviewten nur schwach ausgeprägt, auch wenn es sich nur um eine befristete Rückkehr handelt. Laut des DJI-Familiensurveys 2000 ist die „Yoyo-Biografie“ in Bezug auf Wohnen kaum existent (vgl. Marbach 2001, S. 5ff.). Beiden Studien zufolge werden von jungen Menschen flexible Wohnformen außerhalb des elterlichen Haushalts bevorzugt.

Die Eltern stellen für die jungen Erwachsenen trotzdem die wichtigste Unterstützungsinstanz dar. Die vorliegende Erhebung kommt zu dem Resultat, dass junge Frauen und Männer aus höheren Bildungsschichten auf mehr familiäre Ressourcen zurückgreifen können. Stauber (2007, S. 129ff.) ist der Ansicht, dass eine Ungleichverteilung von Lebenschancen sich entlang der Kategorie „Herkunftsfamilie“ vollzieht. Die junge Generation bleibt länger auf die ältere angewiesen, was beide vor die Herausforderung stellt adäquate familiäre Arrangements zu finden. Das Ausmaß der familiären Unterstützung bestimmt die Lebenschancen der jungen Frauen und Männer wesentlich mit.

Junge Erwachsene sind ein junges Forschungsthema und in der Literatur noch selten abgegrenzt von den Jugendlichen erfasst. Besonders österreichische Literatur existiert bezüglich dieses Themenbereiches noch kaum oder ist schwer zugänglich. Daher wurde für die theoretische Auseinandersetzung auf Fachliteratur aus Deutschland zurückgegriffen. In Hinblick auf Lebenslagen von jungen Erwachsenen und deren Mobilitätsanforderungen gibt es einen breiten Forschungsbedarf. Besonders die Verknüpfung mit der hochaktuellen Problematik der Abwanderung bietet einen Rahmen für interdisziplinäre Forschung.

Literaturverzeichnis

- Arnold, Helmut (2002): Ausbildung, Arbeit und Beschäftigung. In: Schröer, Wolfgang/Struck, Norbert/Wolff, Mechthild (Hrsg.): Handbuch Kinder- und Jugendhilfe. Weinheim und München: Juventa Verlag, S. 211-241.
- Böhnisch, Lothar/Münchmeier, Richard (1989): Wozu Jugendarbeit? Orientierungen für Ausbildung, Fortbildung und Praxis. 2. Auflage, Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Bonß, Wolfgang/Kesselring, Sven (2001): Mobilität am Übergang von der Ersten zur Zweiten Moderne. In: Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang (Hrsg.): Die Modernisierung der Moderne. 1. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 177-190.
- Bundesministerium für Gesundheit, Familie und Jugend (2009): Entwurf. Bundesgesetz über die Grundsätze für soziale Arbeit mit Familien und Erziehungshilfen für Kinder und Jugendliche (Bundes-Kinder- und Jugendhilfegesetz 2009 – B-KJHG 2009). In: http://www.parlament.gv.at/PG/DE/XXIII/ME/ME_00231/imfname_142946.pdf. [30.12.2009].
- Chilla, Tobias/Morhardt, Tobias/Braun, Boris (2008): Jenseits der Speckgürtel: Wanderungsabsichten von Schulabsolventen und der demographische Wandel im ländlichen Raum. In: Raumforschung und Raumordnung, 66. Jg., Heft 3, S. 260-270.
- Chisholm, Lynne (1996): Junge Erwachsene zwischen Phantom und Realität. In: Walther, Andreas (Hrsg.): Junge Erwachsene in Europa. Jenseits der Normalbiographie. Opladen: Leske + Budrich, S. 39-52.
- Friedel, Anja/Otto, Kathleen/Dalbert, Claudia (2003): Geografische und berufliche Mobilitätsbereitschaft Jugendlicher: Eine Sekundäranalyse der 13. Shell-Jugendstudie 2000. In: Dalbert, Claudia (Hrsg.): Hallesche Berichte zur Pädagogischen Psychologie 5. Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

- Fuchs-Heinritz, Werner/Lautmann, Rüdiger/Rammstedt, Otthein/Wienold, Hanns (2007): Lexikon zur Soziologie. 4. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Guerra, Luigi/Morgagni, Enzo (1996): Die Lautlosigkeit des verzögerten Erwachsenwerdens. Die öffentliche Wahrnehmung neuer Lebenslagen in der Emilia-Romagna. In: Walther, Andreas (Hrsg.): Junge Erwachsene in Europa. Jenseits der Normalbiographie. Opladen: Leske + Budrich, S. 169-186.
- Hammer, Antje/Scheiner, Joachim (2006): Lebensstile, Wohnumliegen, Raum und Mobilität – der Untersuchungsansatz von StadtLeben. In: Beckmann, Klaus J./Hesse, Markus/Holz-Rau, Christian/Hunecke, Marcel (Hrsg.): StadtLeben – Wohnen, Mobilität und Lebensstil. Neue Entwicklung für Raum und Verkehrsentwicklung. 1. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 15-30.
- Heine, Christoph/Spangenberg, Heike (2004): Von der Schule in das Studium. In: Schumacher, Eva (Hrsg.): Übergänge in Bildung und in Ausbildung. Gesellschaftliche, subjektive und pädagogische Relevanzen. Bad Heilbrunn/OBB.: Verlag Julius Klinkhardt, S. 189-211.
- Holzer, Josef/Mayer, Martin (2009): Steiermark. Wohnbevölkerung am 1.1.2009, Wanderungen 2008. In: Amt der Steiermärkischen Landesregierung, Fachabteilung 1C – Landesstatistik (Hrsg.): Steirische Statistiken, 53. Jg., Heft 7, Graz.
- Holzer, Josef/Mayer, Martin/Tafner, Georg (2010): Arbeitsmarkt 2009. In: Amt der Steiermärkischen Landesregierung, Fachabteilung 1C – Landesstatistik (Hrsg.): Steirische Statistiken, 54. Jg., Heft 2, Graz.
- Kaiser, Florian G. (1993): Mobilität als Wohnproblem. Ortsbindung im Licht der emotionalen Regulation. Bern: Peter Lang AG, Europäischer Verlag der Wissenschaften.

- Keupp, Heiner (1997): Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung.
In: Keupp, Heiner/Höfer, Renate: Identitätsarbeit heute. Klassische und aktuelle
Perspektiven der Identitätsforschung. 1. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kräußlich, Bernhard/Staudinger, Thomas (2006): Der Einfluss des demographischen
Wandels auf regionale Arbeitsmärkte. Eine deskriptive Analyse am Beispiel des
Agenturbezirks Hof. In: BiB-Mitteilungen, 27. Jg., Heft 2, S. 14-22.
- Landesstatistik Steiermark (2009): Wohnbevölkerung insgesamt (ZMR 01.01.2009).
Anteile der 5-Jahres-Altersgruppen in Prozent. In:
[http://www.verwaltung.steiermark.at/cms/dokumente/10004611_97710/7abf732f/
01012009WB5Jahreerel.pdf](http://www.verwaltung.steiermark.at/cms/dokumente/10004611_97710/7abf732f/01012009WB5Jahreerel.pdf). [21.04.2010].
- Leader Aktionsgruppe (2007): Lokale Entwicklungsstrategie der Leader Region
„Mariazellerland–Mürztal“ 2007-2013. In: [http://www.raumplanung.steiermark.at/
cms/dokumente/10745298_1115050/998d5302/REP%202007_2013%20Mariazel
lerland%20M%C3%BCrztal.pdf](http://www.raumplanung.steiermark.at/cms/dokumente/10745298_1115050/998d5302/REP%202007_2013%20Mariazellerland%20M%C3%BCrztal.pdf). [22.04.2010]
- Marbach, Jan H. (2001): Auszug aus dem Elternhaus – Jugendliche und junge
Erwachsene im Übergang zu selbständigem Wohnen. Deutsches Jugendinstitut
München.
- Mayer, Martin (2006): Erwerb, Beruf, Pendeln und Bildung in der Steiermark.
Volkszählung 2001 – Ergebnisse II. In: Amt der Steiermärkischen
Landesregierung, Fachabteilung 1C – Landesstatistik (Hrsg.): Steirische
Statistiken, Heft 3, Graz.
- Meusburger, Peter (1998): Bildungsgeographie. Wissen und Ausbildung in der
räumlichen Dimension. Heidelberg/Berlin: Spektrum Akademischer Verlag.

- Müller, Hans-Ulrich (1996): Fragile Identitäten und offene Optionen. Lebensentwürfe junger Erwachsener in einer westdeutschen Großstadt. In: Walther, Andreas (Hrsg.): Junge Erwachsene in Europa. Jenseits der Normalbiographie. Opladen: Leske + Budrich, S. 123-141.
- Peters, Els/du Bois-Reymond, Manuela (1996): Zwischen Anpassung und Widerstand: Junge Frauen im Modernisierungsprozeß. Nachrichten aus den Niederlanden. In: Walther, Andreas (Hrsg.): Junge Erwachsene in Europa. Jenseits der Normalbiographie. Opladen: Leske + Budrich, S. 93-121.
- Pohl, Axel/Stauber, Barbara/Walther, Andreas (2005): Ohne doppelten Boden, aber mit Netz? Informelle Netzwerke junger Frauen und Männer beim Übergang in die Arbeit, ihre Voraussetzungen und sozialpädagogische Möglichkeiten, sie zu stärken. In: Otto, Ulrich/Bauer, Petra (Hrsg.): Mit Netzwerken professionell zusammenarbeiten. Band 1: Soziale Netzwerke in Lebenslauf- und Lebenslagenperspektive. Tübingen: dgvt-Verlag, S. 299-331.
- Pohl, Axel/Stauber, Barbara/Walther, Andreas (2006): Zur Bedeutung informeller und partizipativer Lernprozesse für die Übergänge junger Erwachsener in die Arbeit. In: Tully, Claus J. (Hrsg.): Lernen in flexibilisierten Welten. Wie sich das Lernen der Jugend verändert. Weinheim und München: Juventa Verlag, S. 183-199.
- Pohl, Axel/Stauber, Barbara/Walther, Andreas (2007): Sozialpädagogik des Übergangs und Integrierte Übergangspolitik. Konsequenzen subjektorientierter Übergangsforschung. In: Stauber, Barbara/Pohl, Axel/Walther, Andreas (Hrsg.): Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biografischer Übergänge junger Erwachsener. Weinheim und München: Juventa Verlag, S. 227-250.
- Ressler, Regina/Mayer, Martin (2007): Regionale Bevölkerungsprognose für die steirischen Gemeinden und Bezirke bis 2031. In: Amt der Steiermärkischen Landesregierung, Fachabteilung 1C – Landesstatistik (Hrsg.): Steirische Statistiken, Heft 11, Graz.

- Schmitz-Veltin, Ansgar (2006): Lebensbedingungen im demographischen Wandel. Konsequenzen von Alterung und Schrumpfung für Bildungschancen und medizinische Versorgung in ländlichen Räumen. In: Raumforschung und Raumordnung, 64. Jg., Heft 3, S. 343-354.
- Schneider, Nicole (1999a): Mobilitätsbereitschaft, Mobilitätsverhalten und Alternativen zur Mobilität. In: Schneider, Nicole/Spellerberg, Annette: Lebensstile, Wohnbedürfnisse und räumliche Mobilität. Opaten: Leske + Budrich, S. 229-272.
- Schneider, Nicole (1999b): Wohnmobilität – Eine Alternative zur Anpassung von Wohnverhältnissen an Lebensbedingungen. In: Schneider, Nicole/Spellerberg, Annette: Lebensstile, Wohnbedürfnisse und räumliche Mobilität. Opaten: . Leske + Budrich, S. 63-76.
- Schneider, Norbert F./Limmer, Ruth/Ruckdeschel, Kerstin (2002): Mobil, flexibel, gebunden. Familie und Beruf in der mobilen Gesellschaft. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Schröer, Andreas (1996): Kollektivität als Ressource? Die Veränderung kollektiver Lebensformen durch junge Erwachsene in Ostdeutschland. In: Walther, Andreas (Hrsg.): Junge Erwachsene in Europa. Jenseits der Normalbiographie. Opladen: Leske + Budrich, S. 143-156.
- Schröer, Wolfgang/Böhnisch, Lothar (2006): Die Entgrenzung der Jugend und die sozialbiografische Bedeutung des Junge-Erwachsenen-Alters. In: Tully, Claus J. (Hrsg.): Lernen in flexibilisierten Welten. Wie sich das Lernen der Jugend verändert. Weinheim und München: Juventa Verlag, S. 41-57.
- Spellerberg, Annette (1999a): Lebensstile und Wohnen. In: Schneider, Nicole/Spellerberg, Annette: Lebensstile, Wohnbedürfnisse und räumliche Mobilität. Opaten: Leske + Budrich, S. 77-94.

- Spellerberg, Annette (1999b): Wer wohnt wo? Standortwahl von Lebensstilgruppen. In: Schneider, Nicole/Spellerberg, Annette: Lebensstile, Wohnbedürfnisse und räumliche Mobilität. Opaten: Leske + Budrich, S. 189-228.
- Statistik Austria (2004): Volkszählung 2001. Hauptergebnisse II – Steiermark. Wien: Verlag Österreich GmbH.
- Statistik Austria (2005): Volkszählung 2001. Schüler und Studenten. Wien: Verlag Österreich GmbH.
- Statistik Austria (2008): Gemeindeverzeichnis. Stand 1.1.2008. Wien: Verlag Österreich GmbH.
- Stauber, Barbara (2007): Zwischen Abhängigkeit und Autonomie: Junge Erwachsene und ihre Familien. In: Stauber, Barbara/Pohl, Axel/Walther, Andreas (Hrsg.): Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biografischer Übergänge junger Erwachsener. Weinheim und München: Juventa Verlag, S. 129-154.
- Stauber, Barbara/Walther, Andreas (2002): Junge Erwachsene. In: Schröer, Wolfgang/Struck, Norbert/Wolff, Mechthild (Hrsg.): Handbuch Kinder- und Jugendhilfe. Weinheim und München: Juventa-Verlag, S. 113-143.
- Stauber, Barbara/Pohl, Axel/Walther, Andreas (2007): Ein neuer Blick auf die Übergänge junger Frauen und Männer. In: Stauber, Barbara/Pohl, Axel/Walther, Andreas (Hrsg.): Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biografischer Übergänge junger Erwachsener. Weinheim und München: Juventa-Verlag, S. 7-18.
- Tully, Claus J./Baier, Dirk (2006): Mobiler Alltag. Mobilität zwischen Option und Zwang – Vom Zusammenspiel biografischer Motive und sozialer Vorgaben. 1. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Van Gennep, Arnold (1986): Übergangsriten (Les rites de passage). Frankfurt/New York: Campus Verlag.
- Walther, Andreas/Stauber, Barbara (2002): Yo-yo's at work – ein europäisch-vergleichender Blick auf Handlungsspielräume junger Frauen und Männer. In: Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik, 32. Jg., Heft 3, S. 268-285.
- Walther, Andreas/Stauber, Barbara (2007): Übergänge in Lebenslauf und Biographie. Vergesellschaftung und Modernisierung aus subjektorientierter Perspektive. In: Stauber, Barbara/Pohl, Axel/Walther, Andreas (Hrsg.): Subjektorientierte Übergangsforschung. Rekonstruktion und Unterstützung biografischer Übergänge junger Erwachsener. Weinheim und München: Juventa-Verlag, S. 19-40.
- Walther, Andreas/Stauber, Barbara/Bolay, Eberhard/du Bois-Reymond, Manuela/Mørch, Sven/Machado Pais, José/Schröer, Andreas (1997): Junge Erwachsene in Europa – Neue Übergänge zwischen Jugend und Erwachsen-Sein. Ein interkultureller Entwurf des europäischen Forschungsnetzwerks EGRIS. In: Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik, 27. Jg., Heft 3, S. 244-265.

Anhang

Anhang A: Interviewleitfaden

Siehst du dich selbst als erwachsen oder jugendlich?

→ Warum siehst du dich so?

Was bedeutet es für dich erwachsen zu sein?

Schulische/Berufliche Situation

Was machst du beruflich oder in welcher Ausbildung bist du?

Wo arbeitest du?/Wo ist deine Ausbildungsstätte?

Welche Erfahrungen hast du bisher in deiner Ausbildung und im Beruf gemacht? (Wahl der Ausbildungsstätte, Bewerbungen, Erfahrungen in der Schule/Lehre/Studium)

Warum hast du dich für diesen Beruf/diese Ausbildung entschieden? (Interesse, Jobchancen, Verfügbarkeit)

Wann hast du dich für diesen Beruf/diese Ausbildung entschieden?

→ Was wolltest du früher machen?

Planst du diese Ausbildung/diesen Beruf beizubehalten?

→ Warum?

Wie stellst du dir deine Zukunft im Beruf vor?

Wie stellst du dir deine Möglichkeiten am Arbeitsmarkt vor?

Wer hat dich bei deinen beruflichen Entscheidungen unterstützt? (Schule, Familie, Freundeskreis)

→ Inwiefern wurdest du unterstützt?

Familie

Wie ist das Verhältnis zu deiner Familie?

Auf welche Weise wirst du in deinem Lebensweg von deiner Familie unterstützt? (emotional, finanziell, fachlich)

→ Wer unterstützt dich? (welches Familienmitglied)

Hat deine Familie Einfluss auf deine beruflichen Entscheidungen oder deinen Wohnort?

Hast du im Bezug auf Lebensentscheidungen auch Konflikte in deiner Familie?

- Wie sehen diese Konflikte aus?
- Mit wem hast du Auseinandersetzungen?
- Worum handeln sie?
- Wie gehst du mit diesen Konflikten um?

Denkst du, dass deine soziale Herkunft einen Einfluss auf deinen beruflichen Werdegang hat?

- Was machen deine Eltern beruflich?

Soziales Netzwerk/Freizeit

Wo verbringst du hauptsächlich deine Freizeit? (in Müzzuschlag oder in anderen Städten?)

- Was machst du in deiner Freizeit?
- Mit wem verbringst du deine Freizeit?

Hat sich deine Freizeitgestaltung oder dein Freundeskreis seit der Schule/Lehre verändert?

Sprichst du mit deinen Freunden über berufliche oder familiäre Themen?

- Erhältst du von ihnen Anerkennung bei Erfolgen oder Unterstützung bei Herausforderungen?
- Unterstützen sie dich in anderer Weise?

Haben deine Freunde Einfluss auf deine beruflichen Entscheidungen oder auf die Wahl deines Wohnortes?

Wohnsituation

In welchem Ort wohnst du?

Mit wem wohnst du zusammen?

Hat sich deine Wohnsituation seit der Schule/Lehre verändert?

Warum besteht diese Wohnsituation oder warum hast du diese Wohnsituation gewählt?
(finanzielle/private Gründe)

Hast du vor in dieser Wohnsituation oder an diesem Ort zu bleiben?

Mürzzuschlag

▪ **junge Erwachsene, die nicht in Mürzzuschlag wohnen:**

Warum hast du Mürzzuschlag verlassen?

Wie oft bist du in Mürzzuschlag?

Bist du gerne in Mürzzuschlag?

Zu welchen Zwecken bist du in Mürzzuschlag?

Möchtest du irgendwann nach Mürzzuschlag zurückgehen?

Glaubst du, du kannst deine Zukunftswünsche in Mürzzuschlag verwirklichen?

(Ausbildung, Jobs, Wohnsituation)

▪ **junge Erwachsene, die in Mürzzuschlag wohnen:**

Warum lebst du in Mürzzuschlag?

Lebst du gerne in Mürzzuschlag?

Planst du in Mürzzuschlag zu bleiben oder den Ort einmal zu verlassen?

→ Wohin möchtest du gehen?

Glaubst du, du kannst deine Zukunftswünsche in Mürzzuschlag verwirklichen?

(Ausbildung, Jobs, Wohnsituation)

Daten

Alter

Geschlecht

Ausbildung/Beruf

Anhang B: Codesystem

Selbstkonzept

- jugendlich
- erwachsen
- nicht erwachsen
- dazwischen
 - Verweigert Erwachsenenstatus
- Bedeutung des Erwachsenenstatus

Schulische/berufliche Situation

- Beruf
 - wo
- Ausbildung
 - wo
- Erfahrungen in Ausbildung/Beruf
 - Wahl Ausbildung/Beruf
 - Schule
 - Abbruch
 - Lehre
 - Studium
 - persönliche Weiterentwicklung
 - Bewerbung
 - Job
 - Selbständigkeit
 - Auswirkung auf Persönlichkeit
- Motivation für Beruf/Ausbildung
 - Zufriedenheit mit Wahl
- Zeitpunkt der Festlegung
 - frühere Pläne
- Beibehalten in Zukunft
- berufliche Zukunft
 - Wunschjob
- Möglichkeiten am Arbeitsmarkt
 - Anforderungen des Arbeitsmarktes
- Unterstützung: berufliche Entscheidungen
 - Schule
 - AMS

Universität

Familie

Familie

familiäres Verhältnis

familiäre Situation

Unterstützungsleistung

berufliche Orientierungshilfe

schulische/fachliche

materielle/finanzielle

emotionale

Einmischung

Einfluss auf Entscheidungen

Ausbildung

Beruf

Wohnort

Konflikte

innerer Konflikt

Umgang

Einfluss der sozialen Herkunft

Beruf Vater

Beruf Mutter

Beruf Erziehungsberechtigte

Soziales Netzwerk/Freizeit

Freizeitgestaltung

wo

was

mit wem

Veränderungen

Freizeitgestaltung

Freundeskreis

Inhalte

berufliche und familiäre Themen

Konkurrenz

Freunde

Anerkennung

Unterstützung

Einfluss auf Entscheidungen
berufliche Entscheidungen
Wohnort

Wohnsituation

Ort
Gründe
mit wem
Veränderungen der Wohnsituation
Gründe für Wohnsituation
Pendeln
zukünftige Wohnsituation
Gründe Wohnungswechsel

Mürzzuschlag

nicht in Mürzzuschlag wohnend
Gründe des Weggehens
Häufigkeit der Besuche
Zufriedenheit beim Besuch
Mürzzuschlag vs. Graz
Zwecke des Besuches
Pläne
Rückkehr
Wegbleiben
Weggehen
Realisierung Vorstellungen in MZ
in Mürzzuschlag wohnend
seit wann
Gründe für den Verbleib
Zufriedenheit Leben in MZ
Pläne
Weggehen
Gründe
Verbleib
Realisierung Vorstellungen in MZ

Daten

Alter

Geschlecht

Ausbildung/Beruf

Heimatort